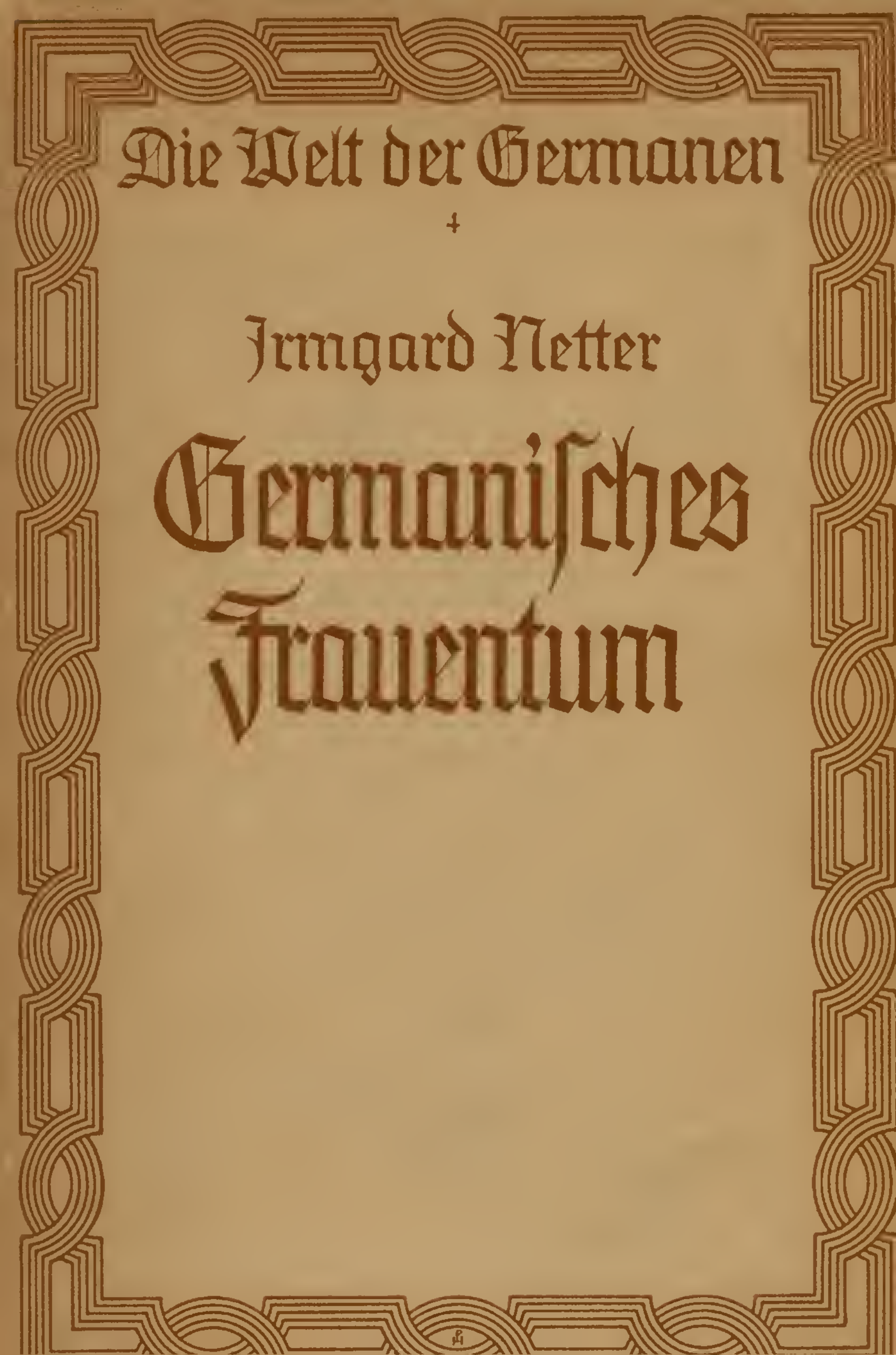

Die Welt der Germanen
4
Irmgard Netter
Germanisches Frauentum



Die Welt der Germanen
Herausgegeben von Dr. Gustaf Wenz
4

Germanisches Frauentum

von

Dr. Irmgard Netter



Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Keines Mannes Erziehung kann bestehen, sie sei denn gemeistert mit Frauensitte.

Johann von Saaz um 1400

Gedruckt bei Oswald Schmidt G. m. b. H. in Leipzig

Vorwort

Unsere Zeit ist durch ein vertieftes Wissen um das germanische Altertum bereichert worden. Immer wieder beschäftigt man sich mit Geist und Wesen des Germanentums. Der „germanische Mensch“ ist ein Wertbegriff geworden. Er soll Vorbild für uns sein und der Erneuerung unseres eigenen Menschentums Richtung geben.

An der Seite des Mannes ist die germanische Frau aus dem Dunkel der Vergangenheit herausgetreten. Ein edles, herbes und stolzes Frauengeschlecht hat sich der großen Schar all der Frauengestalten, die Leben und Dichtung die Zeiten hindurch geschaffen haben, eingereiht. Wie diese Frauen in dem Leben ihrer Zeit gestanden haben und durch welche wesenhafte Züge ihre Eigenart geprägt und für uns wertvoll geworden ist, soll uns beschäftigen. Unsere Aufgabe ist es, das altgermanische Frauentum kennen und verstehen zu lernen. Dabei soll die Überlieferung selbst in einem weitgehenden Maße Stütze sein. Die verschiedenartigsten Quellen werden uns von den Tugenden und den Fehlern, von der Größe und den Schwächen unserer altgermanischen Schwestern Kunde geben. Aus all diesen einzelnen Berichten ein einheitliches Bild zu gewinnen, wird unser letztes Ziel sein.

Inhalt

*

Südgermanisches Frauentum

Die Frauen der Frühzeit

Die Anfänge der Geschichte unserer Vorfahren liegen verborgen. Mühsam muß aus archäologischen Funden und aus sprachwissenschaftlichen Vergleichen Stammland und Sitz der Germanen erschlossen werden. Sie selbst besaßen die Kunst des Schreibens nicht, und so waren sie weit davon entfernt, ihre Urerlebnisse der Nachwelt zu überliefern. Und in der Kulturwelt des Mittelmeeres mit den Zentren Rom und Athen kümmerte man sich nicht um sie: lebten sie doch weitab hinter unzugänglichen Wäldern in unwirtlichen Gegenden mit rauhem Klima und mit einem seltsamen Wechsel von heller und dunkler Jahreszeit. Aber das war gut für dieses Volk, das sich so in seinen Anfängen ungestört durch fremde Einflüsse seiner Art gemäß entwickeln konnte. Die schweren Lebensbedingungen stählten die Willenskraft. Der ständige Kampf mit dem Meer, mit Urwald und Moor machte die Menschen hart, zäh und ausdauernd, und so wuchs hier ein starkes und äußerst kampftüchtiges Volk heran. Als es dann in das helle Licht der Geschichte trat, war es zur unangenehmen Überraschung der damals herrschenden Mächte Angreifer und Eroberer. Die Stämme der Kimbern und Teutonen zogen heran gegen das große römische Weltreich, ein kraftvolles und unpolitisches Volk gegen einen bereits komplizierten, militärisch gesicherten Staat. Was wollten sie? Saatkorn und Land! Sie forderten naiv genug ihren Anteil an dem Platz in der Sonne. Das Erstaunen und die Ratlosigkeit der Römer wuchs, als es den heranstürmenden Germanen gelang, die Grenzheere des römischen Reiches über den Haufen zu rennen. Italien war ernstlich bedroht. Trotzdem konnte der

Sieg nicht von Dauer sein; denn die Voraussetzungen, ihn zu behaupten, fehlten. So kam es notwendig zu den beiden großen Vernichtungsschlachten von Aquae Sextiae und Vercellae. Die Germanen waren mit der Absicht ausgezogen, sich neues Land zu gewinnen. Die Heimat hatten sie für immer verlassen und alles mitgenommen. Auf ihren schweren Ochsenkarren führten sie Hab und Gut, Frauen und Kinder mit sich. Ihre Herden trieben sie nebenher. Heftig, kühn und unbedacht hatten sie gleich alles aufs Spiel gesetzt. Als ihr Versuch fehlschlug, war dann auch alles verloren.

Die Berichte der römischen Historiker erzählen von dem Untergang der germanischen Stämme nicht ohne Verständnis für die besondere Lage. Die Knappheit der Darstellungen verhüllt nicht die Bewunderung für die fast übermenschlich anmutende Heldenmütigkeit des unbekannten Volkes und für seine bedingungslose Hingabe an das kriegerische Schicksal. Frauen und Kinder waren davon ebenso erfaßt wie die Männer. Sie begleiteten nicht nur den Heerzug, sondern ihr Leben war mit dem Schicksal der Wanderzüge auf Gedeih und Verderb verknüpft. Das außerordentliche Erleben hatte auch die Leidenschaft der Frauen aufs höchste gesteigert. Auch sie sahen Ergebung und Flucht als die größte Schande an; auch für sie galt das Wort: lieber tot als ehrlos. So nahmen sie auf ihre Weise teil an dem Kampfesleben. „Während der Schlachten schlugen die Frauen der Kimbern auf Rindshäute, die über das Flechtwerk der Reisewagen gespannt waren, so daß ein furchtbares Getöse entstand.“ Damit reizten sie die Kämpfer auf und steigerten die Wut des Kampfes. Grauhaarige Priesterinnen waren im Heerlager. Das waren Frauen „in weißen Gewändern, die ihr Oberkleid aus spanischer Leinwand auf der Schulter mit Spangen befestigt hatten, einen ehernen Gürtel trugen und barfuß gingen“. Sie bekränzten die Kriegsgefangenen und opferten sie. Aus dem Blut und den Eingeweiden weissagten sie den Ihren mit lauter Stimme die kommenden Ereignisse des Krieges.

Mit Grauen, aber auch mit Bewunderung für die unbedingt heldische Haltung lesen wir die antiken Berichte über die germanischen Frauen in den beiden großen Vernichtungsschlachten. Als die Heere flohen, wuchs sich bei den in der Wagenburg gehaltenen

Frauen der Mut der Verzweiflung zu einer förmlichen Raserei aus. Mit furchtbarem Geschrei griffen sie zu Beilen und Äxten und kämpften gegen die heranstürmenden Feinde ebenso wie gegen die flüchtenden Germanen; denn in diesen sahen sie Feiglinge und Verräter. Wunden und tödliche Streiche hielten sie tapfer aus, wie es heißt „bis zum letzten Hauch in ihrem Mut unbesiegt". „Ihr Tod war ebenso ruhmvoll wie ihr Kampf," gibt ein anderer Bericht zu. Ihr Stolz duldete die Entehrung nicht. Die Freiheit war ihnen lebensnotwendig. Der Untergang des Stammes mußte folgerichtig auch ihr eigener sein; etwas anderes als Sieg oder Tod gab es auch für sie nicht. So waren sie zu dem Äußersten bereit, als der Kampf verloren war. Sie töteten ihre Väter, Gatten und Brüder, ja, ihre eigenen Kinder, damit diese nicht das Schicksal der Gefangenschaft träfe. Schließlich gaben sie sich selbst freiwillig den Tod.

Ein Teil der Frauen war in Gefangenschaft geraten. Sie wandten sich an den römischen Konsul mit der Bitte, daß sie unversehrt als Vestalinnen gehalten würden. Als ihnen dies abgeschlagen wurde, taten auch sie das einzige, was sie vor der Schmach retten konnte; sie töteten sich und ihre Kinder mit den Mitteln, die ihnen, den Entwaffneten, noch zur Verfügung standen, nämlich durch Erwürgen und Erhängen.

Seit dem ersten Einfall germanischer Stämme in das römische Weltreich war die Auseinandersetzung zwischen Römern und Germanen eine ständig fortdauernde. Die Römer befestigten die Grenzen sorgsamer als vorher und gingen dann zum Angriff vor. Rund ein halbes Jahrhundert nach dem Untergang der germanischen Heere auf römischem Boden war ganz Gallien erobert und befestigt. Von dort aus drangen die Römer in das Innere Germaniens ein, um so den gefährlichen Gegner am wirksamsten zu schwächen. Es kam zu erbitterten Kämpfen. Die Germanen verteidigten die Freiheit ihres Volksbodens mit außerordentlicher Tapferkeit. Auch die germanischen Frauen traten in diesen Abwehrkämpfen hervor. Ein Römer berichtete darüber: „Die Tapferkeit und Wildheit dieser Stämme kann man daraus ersehen, daß auch ihre Frauen, wenn sie einmal durch Überraschung der Rö-

mer in ihrer Wagenburg eingeschlossen wurden und ihnen die Geschosse ausgingen oder die Gegenstände, die man in der Wut als Geschosse gebrauchen kann, ihre kleinen Kinder gegen den Boden schmetterten und dann den Feinden ins Gesicht schleuderten."

Das ganze erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung ist erfüllt von diesen Kämpfen auf germanischem Boden. Die Abwehr der Römer durch den Cheruskerfürsten Armin und der Aufstand der Bataver unter der Führung ihres Fürsten Civilis ragten in diesen Kampfzeiten besonders hervor. Die Gesinnungstreue und Tapferkeit der Frauen war für die Männer ein ständiger Ansporn und eine eindringliche Mahnung. So berief sich Armin, als sein römisch gesonnener Bruder ihn auf die Seite des Landesfeindes ziehen wollte, auf seine Mutter, die ihn beschwöre, an den „heiligen Rechten des Vaterlandes" und an der „von den Ahnen ererbten Freiheit" festzuhalten. Und Civilis ermahnte vor der Schlacht seine Krieger, im Gedenken an ihre Frauen, an ihre Eltern und an das Vaterland zu kämpfen, und er ließ „seine Mutter und Schwester und zugleich die Frauen und unmündigen Kinder aller im Rücken des Heeres Aufstellung nehmen, als Ansporn zum Siege oder für den Fall der Flucht zur Beschämung".

Ergreifend ist das Geschick Thusneldas, der Gattin Armins. Ihr Vater Segestes war ein Römerfreund und ein erbitterter Gegner Armins. Sie aber stand treu zu ihrem Gatten und teilte dessen Gesinnung. Durch den Verrat des Vaters geriet sie in römische Gefangenschaft. „Keine Träne rann über ihre Wangen, keine Bitte erniedrigte ihren Mund. Sie preßte in dem Bausch ihres Gewandes ihre Hände zusammen und blickte stumm auf ihren schwangeren Leib." Von dieser stolzen Frau wissen wir nichts weiter, als daß sie in der Gefangenschaft einen Sohn gebar, der jedoch in der römischen Luft nicht gedieh und früh starb. Den Armin aber trieb die Kunde von ihrer Gefangennahme zu doppelter Regsamkeit an. Ihn „jagte außer seiner angeborenen Heftigkeit der Gedanke an seine fortgeschleppte Gattin und ihren der Knechtschaft preisgegebenen Leib wie von Sinnen bald hier-, bald dorthin: er flog durch die Gaue der Cherusker, indem er zu den Waffen gegen Segestes und gegen den Cäsar aufrief".

Eine große Rolle spielte die Frau als Seherin. Die Männer glaubten fest an die geheimnisvollen, prophetischen Kräfte der Frauen und achteten die Seherinnen hoch. Sie glaubten, „es wohne den Frauen etwas Heiliges und Ahnungsvolles inne; daher verschmähen sie ihren Rat nicht, sondern beherzigen ihren Bescheid“. Die enge Verbundenheit der Frauen mit dem Schicksal ihrer Sippe und ihres Stammes, ihre ständige Sorge um Gatten und Kinder hatten die Frauen wachsam gemacht und ihren Blick geschärft. So fühlten sie Unheil und Gefahren voraus; so ahnten sie, was gut für die Ihren sein würde. Als Julius Cäsar gegen den germanischen Fürsten Ariovist kämpfte, erfuhr er durch germanische Gefangene, daß Ariovist deswegen den Kampf noch nicht begonnen habe, weil Frauen aus Losen und Zeichen geweissagt hätten, die Germanen würden nicht siegen, wenn sie den Kampf vor Vollmond begönnen. Ariovist griff dann, durch einen kleinen Zufallserfolg ermutigt, doch früher an, und die Schlacht lief für ihn unglücklich aus: das Germanenheer wurde völlig vernichtet.

Ins Übermenschliche wächst die Gestalt jenes germanischen Weibes, das dem Drusus Germanicus an der Elbe entgegentrat und ihm zurief: „Wohin in aller Welt willst du, unersättlicher Drusus? Es ist dir nicht beschieden, alles hier zu schauen. Kehr um! Denn das Ende deiner Taten und deines Lebens ist da!“ Die Weissagung erfüllte sich bald: Drusus kehrte um und ein Sturz vom Pferde machte seinem Leben ein Ende.

In den Freiheitskämpfen der Bataver hatte die Seherin Veleda eine führende Rolle. Ihre Persönlichkeit umspielte geheimnisvolles Dunkel. Jedenfalls stand sie in hohem Ansehen bei ihrem Volke. „Die Macht dieser Jungfrau aus dem Stamme der Brukterer reichte weithin, dank einem alten Brauch bei den Germanen, nach dem sie viele Frauen für Schicksalskünderinnen und, wenn sich der Aberglaube noch steigert, gar für Göttinnen halten. Damals wuchs noch das Ansehen der Veleda, denn sie hatte das Kriegsglück der Germanen und die Vernichtung der Legionen vorhergesagt.“ Ihr wurden hohe Gefangene und das erbeutete Admiralschiff geschickt: solche Ehrung ließ ihr die militärische Führung der Germanen zuteil werden. Sogar die Römer achteten ihre Stellung

hoch. Der römische Feldherr Cerialis, der geheime Boten an die Bataver zu Friedensverhandlungen geschickt hatte, wandte sich auch an die Veleda. Er mahnte sie, „dem Kriegsglück, das sich ihnen durch soviel Niederlagen feindlich gezeigt, durch ein im rechten Augenblick erworbenes Verdienst gegen das römische Volk eine andere Wendung zu geben." Aber sie gab nicht nach. Als dann der Freiheitskampf gescheitert war, wandte sich das eigene Volk von seiner prophetischen Führerin ab. Es sei „ehrenvoller, die Herrschaft von römischen Kaisern als von germanischen Frauen zu ertragen," so redete das Volk. Die Bataver unterwarfen sich, und die Frau, die die Seele des Widerstandes gegen die Römer gewesen war, ist wahrscheinlich in römische Gefangenschaft geraten. Das Schicksal des besiegten, vom eigenen Volk im Stich gelassenen Führers traf sie.

Im ausgehenden ersten Jahrhundert hatte Tacitus sein berühmtes Buch über die Germanen geschrieben. Da wir sonst nur spärliche Kunde über das Leben unserer Vorfahren in jenen Zeiten haben, ist das kleine theoretische Werk für uns von unschätzbarem Wert. Selbst die Tatsache, daß wir heute manches besser wissen als Tacitus, ändert daran nichts. Tacitus' Bemerkungen über die Frauen bestätigen die schon von uns als charakteristisch herausgestellten Züge. Sie ergänzen aber darüber hinaus das bis jetzt noch recht einseitige Bild. Wir haben die Frauen nur in Kampf und Krieg kennengelernt; wir sahen die äußerste Anspannung ihrer Leidenschaften und das geheimnisvolle Walten ihres Priesterinnen- und Seherinnentumes. Tacitus berichtet nun auch von den allgemeinen Lebensformen und der alltäglichen Sitte. Über seine Darstellung des altgermanischen Ehelebens könnte man als Leitwort dieses setzen: „Damit sich die Frau nicht dem Sinnen auf männliche Tat oder den Wechselfällen des Krieges entrückt wähnt, wird sie durch eben diese Symbole der beginnenden Ehe daran gemahnt, daß sie als Gefährtin von Mühsal und Gefahren kommt, die (mit dem Gatten) gleiches Schicksal im Frieden wie im Kriege erleide, Gleiches wagen soll ... So muß sie leben, so sterben, in dem Bewußtsein, daß sie empfängt, was sie ihren Kindern unentweiht und würdig überliefern soll, was dermaleinst ihre Schwiegertöchter empfangen und wieder auf die Enkel vererben." Die Frau ist

die Gefährtin des Mannes! So wachsen auch schon die Geschwister nebeneinander auf. „Spät ist der Liebesgenuß der Jünglinge, daher ihre Manneskraft unversiegt. Auch mit den jungen Mädchen hat man keine Eile; dieselbe Jugend, der gleiche hohe Wuchs: in der gleichen Blüte der Jugend vermählen sie sich, und in den Kindern zeigen sich aufs neue die kraftvollen Naturen der Eltern.“ In der Ehe preist Tacitus die Reinheit und Keuschheit der Sitte. Ehebruch der Frauen sei selten; er werde als schändlich angesehen und schonungslos bestraft. Die Ehe ist Ziel und Erfüllung, sie ist eine Verbindung, die verpflichtend und dauernd ist. „In diesem Sinne empfangen sie nur einen Gatten, wie sie nur einen Leib, nur ein Leben haben, damit kein Gedanke darüber hinausschweift, keine Begierde weiterhin besteht, damit sie gewissermaßen nicht den Gatten, sondern die Ehe lieben.“ Zweifellos hat Tacitus gerade mit der Schilderung des Ehe- und Familienlebens eine besondere Absicht verbunden. Er wollte rühmend das Bild einer keuschen, naturnahen Gesittung der Entartung und dem Sittenverfall der Römer entgegenhalten. Aber trotz der Idealisierung entspricht seine Darstellung in ihren Grundzügen der Wirklichkeit.

Die Quellen aus der Frühzeit der Germanen sind dürftig genug. Außerdem sind es durchweg Berichte fremder Beobachter. Trotzdem geben sie eine ausreichende Grundlage für das Verständnis des germanischen Frauentums. Das, was den Römern an den germanischen Frauen auffiel, bleibt in Entfaltung und Abwandlung Jahrhunderte hindurch wesenseigentümlich. Immer wieder werden wir dem Glauben an „das Heilige und Ahnungsvolle“ in den Frauen begegnen; immer wieder werden wir beobachten, daß die Frau als Gefährtin des Mannes auch in dem Bereich der Kriegsereignisse steht und daß sie die heldische Gesinnung mit dem Manne teilt.

Die Frauen der Völkerwanderungszeit

Die germanische Völkerbewegung ließ sich auch durch den festen Grenzwall, den die Römer vom Rhein bis zur Donau errichteten, nicht aufhalten. Immer wieder drangen Scharen und Stämme

in das römische Reich ein. Man begann, Verträge mit ihnen zu schließen, ihnen Siedlungsland und Bundesgenossenschaft anzubieten. So kam es allmählich zu germanischen Staatenbildungen auf römischem Boden, ein historischer Vorgang, der sich als eine kulturelle und politische Unmöglichkeit erwies. Es war ein verhängnisvolles, schweres Geschick, das die Germanen nach Süden trieb in ein fremdes Land mit einer fremden Kultur, die schon alle Zeichen der Entartung sichtbar werden ließ. Aber immer wieder versuchten Germanenfürsten das Unmögliche: ein Stamm nach dem andern ging unter der südlichen Sonne zugrunde. Und doch ist diese Zeit, so unglücklich sie für die Germanen auslief, eine große Zeit für sie gewesen. Heldensage und Heldendichtung sind der eigene, schöpferische Ausdruck für die Größe dieses Geschehens geworden. Achtlos sind die Germanen mit dieser kostbaren Nationaldichtung umgegangen; vielleicht, weil die hohe Kultur des Südens sie blendete; vielleicht, weil es ihrer Eigenart entsprach, sich selbst und ihre besten Leistungen nicht zu zählen, sondern zu verschwenden. So ist nichts aufgezeichnet worden.

Später zwar ließ Karl der Große altheimische Dichtungen, die noch im Volke lebendig waren, aufzeichnen. Aber diese Sammlung ist verloren gegangen: den führenden staatlichen und kirchlichen Kreisen lag nichts an der Erhaltung dieser Dichtungen. Wieder sind wir auf die Berichte fremder Historiker und auf die Nachrichten, die aus der Feder volksfremder Geistlicher stammen, angewiesen. Aber auch die Nüchternheit dieser Berichte durchleuchtet bisweilen die Ahnung von der Größe germanischen Schicksals und germanischer Persönlichkeiten der Völkerwanderungszeit.

Die Berührung der Germanen mit den Römern war immer enger geworden. Der germanische Söldner und der germanische Gefangene wurden eine bekannte Erscheinung in Rom. So war es ganz natürlich, daß sich die Römer immer mehr mit den Germanen beschäftigten. Zahlreiche Skulpturen und viele Darstellungen an den Triumphsäulen und auf Münzen zeugen davon, daß — wie es in einem lateinischen Lobgedicht heißt — „überall in den Säulenhallen der Städte Scharen gefangener Barbaren kauern, die Männer, deren Wildheit eingeschüchtert ist, in Angst sind, die Mütter sich

nach den verzagten Söhnen, die Frauen nach den entmutigten Gatten umblicken, Knaben und Mädchen, die in heimatlichen Lauten schmeicheln, durch Ketten aneinander gebunden sind". Von der gefangenen und trauernden Germanin wird immer wieder berichtet, und oft wird der Eindruck, den ihre natürliche und strahlende Schönheit auf die Römer machte, hervorgehoben. In diesem Zusammenhang sei auch die junge Alemannin Bissula erwähnt, in die sich der gelehrte Ausonius verliebte. Er machte das „Barbarenkind" zu seiner Hausgenossin und schrieb über das Idyll am Bodensee an seine Freunde in Rom:

„Bissula, drüben zu Haus, dort über dem eisigen Rheinstrom,
Bissula, die oft belauscht heimlich der Donau Quell;
Kriegsgefangne, dann frei vom Feind gelassen, sie herrscht nun
In dem Bereiche des Manns, dem sie der Kriegsgott geschenkt...
Wenn auch durch Latiums Gesittung ihr Wesen ein andres geworden,
Blieb sie Germanin doch stets, Augen blau, blond auch ihr Haar."

Wir wollen das Geschick der Frauen, die freiwillig oder gezwungen im Römertum aufgingen, nicht weiter verfolgen, sondern uns denen zuwenden, die in ihrem Volkstum beharrten und mit dem Schicksal ihres Stammes eng verbunden blieben. Die Berichte eines Jordanes, Gregor von Tours oder Paulus Diakonus führen die einzelnen Gestalten anschaulicher vor Augen, als es die bisher herangezogenen Quellen taten. Viele ihrer Schilderungen tragen sagenhafte Züge; aber da die Sage das Wunschbild der Volksphantasie verkörpert, bedeutet die Entfernung von der Wirklichkeit eine Steigerung.

Der kriegerische Mut der Germaninnen ist wohl die Ursache dafür, daß die Amazonensage auf sie übertragen worden ist. Es heißt, daß, als die Heere eines Gotenkönigs in andere Länder zu Felde gezogen waren, sich Nachbarvölker der zurückgebliebenen Frauen bemächtigen wollten; „diese jedoch leisteten, da sie es von ihren Männern gelernt hatten, tapfer Widerstand und wiesen ihre Bedränger mit großer Schmach ab". Darauf wollten sie

auch von ihren eigenen Männern nichts mehr wissen und gründeten nach ihrem Siege ein eigenes Reich, das sie tapfer und klug verwalteten.

Auch Paulus Diakonus, der Ende des achten Jahrhunderts die Geschichte der Langobarden schrieb, erwähnt dies Amazonenreich. Aber er zweifelt an dessen Vorhandensein, da die alte Geschichte lehre, daß es längst untergegangen sei. Doch glaubt er den Berichten etlicher Leute, „daß bis auf den heutigen Tag im hintersten Deutschland das Volk dieser Weiber bestehe". In dem Reisebericht eines Arabers aus dem zehnten Jahrhundert und in Adam von Bremens Beschreibung des Nordens aus dem elften Jahrhundert werden ebenfalls germanische Amazonenstaaten erwähnt. Doch das sind alles nur sagenhafte Berichte. Daß Frauen das Kriegshandwerk wirklich berufsmäßig ausgeübt hätten, wird nirgends sonst überliefert. Es ist auch nicht wahrscheinlich. Nur in der äußersten Not der Verteidigung griffen sie unbedenklich und tapfer zur Waffe.

Eine hübsche Geschichte wird von einer wehrhaften Jungfrau erzählt: Radiger, der Sohn eines Warnenfürsten, war mit der Schwester eines englischen Königs verlobt. Als Radigers Vater sein Ende herannahen fühlte, bat er seinen Sohn, die Verlobung aufzugeben und dafür seine junge fränkische Frau zu heiraten, damit die Verbindung mit den gefährlichen Franken aufrechterhalten würde. Radiger versprach, dies zu tun, und er heiratete, als sein Vater gestorben war, seine Stiefmutter. „Als das die Braut Radigers erfuhr, fand sie die ihr angetane Schmach unerträglich und rüstete sich, an dem Treulosen Rache zu nehmen. Denn nach Anschauung jener Barbaren hat ein Weib ihre Ehre verloren, wenn ihr die Ehe versprochen, sie nachher aber nicht vollzogen wird." Sie schickte Boten zu Radiger, um den Grund seiner Treulosigkeit zu erfahren. „Da sie aber auf diesem Wege nichts auszurichten vermochte, so rüstete sie mit männlichem Mut zum Kriege." Sie verschaffte sich eine ansehnliche Flotte und ein großes Heer und zog selbst mit dieser Macht gegen die Warnen. Sie führte den Oberbefehl in einer Schlacht, in der die Warnen geschlagen wurden. Radiger wurde gefesselt zu ihr gebracht. „Zitternd stand er vor ihr und glaubte, jeder Augenblick könne ihm den

martervollen Tod bringen." Sie aber machte ihm nur Vorwürfe und fragte, warum er ihr diese Schmach angetan habe; er erklärte es ihr, und schließlich fand eine Versöhnung statt. Radiger verstieß die Fränkin und heiratete die tatkräftige Angelsächsin.

Es ist selbstverständlich, daß in dieser Zeit, in der einzelne Fürstengeschlechter sich bereits deutlich hervorheben, auch die Heiraten dieser Geschlechter untereinander eine wichtige Rolle spielen. Freundschaften wurden durch eheliche Verbindungen mit Fürstentöchtern zwischen den einzelnen Stämmen befestigt; aber es entstanden auch wohl Haß und Feindschaft, wenn eine solche Verbindung unglücklich ausging. Charakteristisch ist diese Rolle nicht; denn es ist immer und überall so gewesen, daß Frauenschicksale mit der Politik eng verknüpft worden sind. Die germanischen Fürstentöchter haben sich auch in dies Schicksal fügen müssen. Ihr stolzes Selbstgefühl ist jedoch in den wenigsten Fällen gebrochen worden und hat sie oft zu eigenem Handeln getrieben. Es kam auch wohl vor, daß eine Fürstin ihre Ehe selbst löste, weil sie ihrem Stolz nicht genügte. So verließ die thüringische Fürstin Basina ihren Gemahl, weil er ihr nicht tapfer und reich genug war. Sie ging zu dem Frankenkönig. „Und als er besorgt sie fragte, weshalb sie aus so weiter Ferne zu ihm käme, soll sie ihm zur Antwort gegeben haben: ‚Ich kenne deine Tüchtigkeit und weiß, daß du sehr tapfer bist, deshalb bin ich gekommen, bei dir zu wohnen. Denn wisse, hätte ich jenseits des Meeres einen Mann gekannt, der tüchtiger wäre als du, ich würde gewiß danach getrachtet haben, bei ihm zu leben.' Da freute er sich über ihre Rede und nahm sie zur Ehe."

Ganz selten ist es jedoch, daß eine Frau selbständig die Politik leitet. Tacitus erwähnt einen abgelegenen germanischen Stamm, der von einer Frau beherrscht sein solle, und er fügt von sich hinzu, daß dies als ein Zeichen völliger Entartung anzusehen sei.

Ein Gegenstück zur stolzen Zenobia, die eine Zeitlang die Königsherrschaft auf Palmyra behauptete und Rom erfolgreich abwehrte, gibt es auf germanischem Boden nicht. Herrschaft und Königswürde wurde Frauen nicht übertragen. Das liegt eindeutig im germanischen Königsbegriff begründet: der König mußte Heer-

führer sein. Doch bisweilen konnten Frauen die Regentschaft für den unmündigen Sohn oder Enkel übernehmen.

Als der große Gotenkönig Theoderich starb, hatte er keinen volljährigen männlichen Nachfolger hinterlassen. Seiner Tochter Amalaswintha wurde die Regentschaft für ihren kleinen Sohn Atalarich übergeben. Der tragische Untergang der Ostgoten nach Theoderichs Tod ist bekannt. Die unglückliche Amalaswintha hat bei dem Ablauf dieses Prozesses einen verhängnisvollen Anteil gehabt.

Theoderich hatte der Tradition seines Volkes entsprechend eine straffe Erziehung für die heranwachsende männliche Jugend verlangt. Er wußte, daß die Goten die Herrschaft über Italien nur behaupten konnten, wenn sie sich ihr hartes Kriegertum erhielten. Seine Tochter dagegen hatte er unbedenklich und vorurteilsfrei im Geiste der feinen antiken Bildung erziehen lassen. Als sie dann wider alle Voraussicht die Regentschaft übernehmen mußte, wurde ihre Erziehung ihr zum Verhängnis; denn ihre Neigung für die fremde Kultur entfernte sie ihrem eigenen Volke. Der geistliche Chronist sagt lobend: „Amalaswintha führte als Vormünderin die Regentschaft gerecht und weise — ein Mann hätte es nicht besser machen können.“ Aber die Goten hatten mehr als Gerechtigkeit und Weisheit nötig, und der Ausgleich zwischen Goten Römern, den diese römisch erzogene Gotin anstrebte, konnte die bestehenden Konflikte nicht überbrücken. Auch die Milde nicht, die sie gegen die römische Opposition walten ließ. Als sie ihren Sohn wie einen römischen Fürsten erziehen lassen wollte und ihm drei alte, weise Goten als Erzieher und Schulmeister gab, stieß sie auf heftigen Widerstand bei den gotischen Großen. Was sollte ihnen ein römisch gebildeter Fürst? Sie hatten einen Heerführer nötig! Einmal strafte die Fürstin ihren Sohn für eine Unart mit einem Schlag. Da lief er weinend in den Männersaal. Die Goten entrüsteten sich gewaltig. „Wer sich vor einem Stock fürchtet, der wird nie ein furchtloser Kriegsführer werden!“ Amalaswintha mußte schließlich nachgeben und überließ die Erziehung ihres Sohnes dem gotischen Adel. Das wäre an sich eine richtige Maßnahme gewesen. Aber leider hatte der gotische Adel nicht mehr die alte sittliche Kraft; verderbliche südliche Einflüsse hatten ihn bereits zer-

setzt. Atalarich entzog sich bald ganz dem Einfluß der edlen Mutter und geriet in schlechte Gesellschaft. Amalaswintha mußte zusehen, wie er bei Trunk und Weibern erschlaffte.

Die Goten fingen bald an, gegen die Herrschaft einer Frau zu murren, und es entstand eine gotische Oppositionspartei. Aber Amalaswintha ließ sich nicht einschüchtern. Sie ließ drei Führer der Opposition ermorden. Vorher hatte sie sich für den Fall, daß die Aktion fehlschlagen würde, bereit gehalten, zu dem Kaiser nach Byzanz zu fliehen. Sie hatte mit ihrem Gegenschlag alles aufs Spiel gesetzt. Nach dem geglückten Anschlag war ihre Herrschaft sicherer als zuvor. Da starb ihr Sohn, und damit war ihre Berechtigung, die Regentschaft zu führen, hinfällig geworden. Sie mußte einen Nachfolger wählen und betraute Theodat, einen entfernten Verwandten, dem sie bis dahin feindlich gegenübergestanden hatte, mit der Königswürde. Sie behielt sich aber trotzdem noch gewisse Rechte vor. Das war natürlich ein auf die Dauer unhaltbarer Dualismus in der Herrschaftsführung. Theodat entledigte sich Amalaswinthas dann auch bald auf eine recht skrupellose Weise. Er verbannte sie auf eine Felseninsel und ließ sie da im Bade ermorden; „eine Tat, die alle Italiker und die übrigen Goten über alle Maßen betrübte; denn sie war eine nach allen Richtungen hin hochbedeutende Frau.“ Dem Kaiser als ihrem Schutzherrn war ihr Tod übrigens nur ein willkommener Anlaß, in Italien einzugreifen.

Amalaswintha hatte Mut, Klugheit und Entschlossenheit vielfach bewiesen. Sie war edel und hochgemut. Aber das alles reichte nicht aus, die alte Linie kraftvollen Führertums fortzuführen, was so bitter not gewesen wäre. Ihre Neigung für römische Kultur und römisches Wesen entfremdete sie ihrem Volke; ihre römisch eingestellte Politik trieb die noch vorhandenen Volkskräfte der Goten in die Opposition. Ihre Aufgabe wäre es gewesen, das Gotentum zu stärken und zu stützen, statt dessen schwächte sie es. Sie mußte ihrem Volke wie eine Abtrünnige erscheinen. Das germanische Schicksal der Völkerwanderungszeit, dem noch Theoderich erfolgreich getrotzt hatte, vollzog sich an seiner Tochter; bald sollte es den ganzen Stamm vernichten.

Eine Episode aus der Verfallszeit des Ostgotenreiches sei hier erwähnt, in der kleinlicher Frauenzank einen verhängnisvollen Ausgang nimmt. Nach Witichis Tod wurde ein gotischer Adliger Hildebad zum König gewählt. Ein vornehmer Gote Urajas zog sich des Königs Zorn folgendermaßen zu: „Die Gemahlin des Urajas nahm unter diesen Barbaren unbedingt den ersten Platz durch ihren Reichtum und ihre Schönheit ein. Einst begab sie sich ins Bad, herrlich geschmückt und von einem zahlreichen Gefolge umgeben. Dort erblickte sie Hildebads Gemahlin mit dürftigen Gewändern angetan, denn noch war Hildebad arm, da er kein königliches Einkommen hatte. Statt nun ihr als der Gattin des Königs die schuldige Ehrfurcht zu bezeigen, unterließ sie dies und beleidigte sie noch obendrein durch geringschätzige Blicke. Hildebads Gattin empfand die ihr angetane Schmach sehr tief, trat weinend zu ihrem Gemahl und verlangte von ihm, er solle sie an Urajas Gattin rächen. Deswegen streute Hildebad unter den Barbaren zunächst die Verleumdung aus, Urajas wolle zu den Feinden übertreten, und bald darauf beseitigte er ihn durch Meuchelmord." Dieser Frauenzank könnte ein Vorbild für die Szene an der Münsterpforte im Nibelungenlied sein. Es ist bezeichnend: Staatsvernunft und Führerverantwortung treten zurück, wenn es persönliche Beleidigungen zu rächen gilt, und dabei haben Frauen oft ihre Hand mit im Spiel!

Bekannt ist das Gesetz der Blutrache bei den Germanen. Die Frauen fühlten sich ebenso wie die Männer dazu verpflichtet, dies Gesetz zu erfüllen und den Toten ihr Recht zu geben. Einige Quellen über Attilas Tod berichten, daß er nicht, wie andere Geschichtsschreiber es behaupten, am Blutsturz gestorben sei, sondern daß jene germanische Fürstentochter Hildiko, die die Gefährtin seiner letzten Nacht gewesen war, ihn ermordet hätte, um ihren auf Attilas Befehl hin getöteten Vater zu rächen. Entspricht diese Darstellung auch wahrscheinlich nicht dem wirklichen Geschehen, so ist sie doch durchaus bezeichnend für das germanische Empfinden. Die Vollstreckerin der Blutrache wird zur Heldin und zum anerkannten Vorbild.

Ganz ähnlich liegen die Umstände bei der Ermordung des tap-

feren Langobardenkönigs Alboin. Er hatte Rosamunde, die Tochter des von ihm besiegten und getöteten Gepidenkönigs Kunimund, zu seiner Gemahlin gemacht. Aus dem Schädel seines Schwiegervaters hatte er eine Trinkschale machen lassen. Nach dreieinhalbjähriger Ehe kam der Konflikt erst zum Ausbruch. Alboin forderte nämlich eines Tages in Weinlaune Rosamunde auf, lustig aus dieser Trinkschale zu trinken. In ihr regten sich darauf tiefer Schmerz und das Verlangen nach Rache. Sie beredete Helmichis, den Schildträger und Milchbruder des Königs, zu einer Verschwörung. Der riet ihr, sich des starken Peredeos bei dem Anschlag zu bedienen. Dieser weigerte sich zuerst. Doch die Königin wurde seine Geliebte und gewann ihn dadurch dazu, ihr bei ihren Plänen zu helfen. Rosamunde nahm nun, als der König sich mittags zur Ruhe gelegt hatte, heimlich seine Waffen weg und schickte alle Diener fort. Peredeo ließ Helmichis ein. Der erschlug den wehrlosen König. Rosamunde heiratete darauf den Mörder Helmichis. Sie konnten jedoch die Herrschaft nicht halten und flohen nach Ravenna zu dem römischen Statthalter Longinus. Dieser riet Rosamunde, den Helmichis zu töten und ihn, Longinus, zu ehelichen. Da gab sie ihrem Mann mit heuchlerisch freundlichen Worten einen Gifttrunk. Er merkte jedoch sofort den Anschlag und zwang sie mit vorgehaltenem Schwerte, den Rest zu trinken. So kamen sie beide um.

Wohl war in Rosamunde noch das alte Gesetz der Blutrache lebendig. Sie erkannte ihre Pflicht, um der Ehre des toten Vaters willen den Gatten zu töten. Sie opferte dieser höchsten sittlichen Pflicht sogar ihre eigene Frauenehre und beging Ehebruch. Aber wir spüren bei Rosamunde auch schon deutlich Züge der Entartung. Ihr Verhalten nach dem Tode Alboins ist zügellos und wild. Das erinnert an die Ereignisse der Merowingerzeit, in der sich Auflösung der alten Bindungen und schrankenlose Grausamkeit in einer erschreckenden Weise zeigen.

Die Frauen der Merowingerzeit

Im sechsten Jahrhundert schrieb der Bischof Gregor von Tours seine berühmte Frankengeschichte. Das in ihr dargestellte Sittenbild ist erschütternd. In einem besonders ausgeprägten Maße zeigten sich in der Merowingerzeit die Schäden einer Mischkultur. Die Bindungen der alten Gesittung galten nicht mehr, die Bindungen der neuen Gesittung galten noch nicht als allgemein verpflichtend. Denn das Christentum war nur äußerlich angenommen und hatte die Lebensformen noch nicht entscheidend neu prägen können. Machttrieb, Geldrausch und Genußsucht ergriffen die Merowinger, und sie taumelten von einem Verrat und Mord zum anderen. Es gab nichts, was ihre Unbändigkeit zügeln konnte. Alle Bindungen der Sippe, dieser im altgermanischen Bereich so heilig gehaltenen Gemeinschaft, wurden zerrissen: der Vater war des Sohnes nicht mehr sicher und der Sohn des Vaters. War früher die Sippenverbundenheit Schutz gewesen, so war sie jetzt oft geradezu eine Gefahr; von einem fränkischen König wird berichtet, daß er systematisch alle Verwandten umbringen ließ, um ganz sicher vor Neid und Rache der Sippe zu sein. Mütter entledigten sich ihrer Töchter aus Eifersucht; Brüder haßten sich bis aufs Blut. Im Eheleben herrschte dieselbe Zügellosigkeit. Die ungeliebte Frau wurde verstoßen oder gar umgebracht; Buhlerinnen regierten, und die Doppelehe war an der Tagesordnung.

Aber auch an Ruinen läßt sich die einstige Schönheit der Form noch erkennen und in verzerrten Zügen der edle Ursprung noch entdecken. Trotz Verfall und Entartung in der Merowingerzeit war das Gefühl für die alte Größe, den Stolz und die Tapferkeit noch nicht ganz erloschen. Chrodichilde, die Gattin Chlodwigs, konnte die Ermordung ihrer Eltern nicht verwinden. Der Rachegedanke verließ sie nicht, und als ihre Söhne groß genug waren, reizte sie sie zur Rache auf. „Laßt es mich nicht gereuen, meine teuren Söhne, daß ich mit Liebe euch erzogen habe. Denket daher, ich bitte euch, voll Ingrimm an jenen Schimpf, den ich erlitten, und rächet tatkräftig den Tod meines Vaters und den meiner Mutter.“ Die Söhne folgten diesem Ansporn und kamen bei der Rache um. Derselben

Chrodichilde wurden später ihre kleinen Lieblingsenkel, denen sie den Thron wünschte, entlockt. Sie wurde gefragt, was ihr lieber wäre, daß die Knaben getötet würden oder daß sie in ein Kloster geschickt würden. Da antwortete sie leidenschaftlich, daß sie ihre Enkel lieber im Grab als hinter Klostermauern wissen möchte. Das ist der alte Stolz: lieber tot als ehrlos!

Die Gestalten der Brunhilde und der Fredegunde beherrschten einen großen Zeitraum hindurch die Merowingergeschicke. Es wird sogar von einem „Zeitalter der Brunhilde" gesprochen. Die beiden Frauen standen sich in tödlicher Feindschaft gegenüber. Brunhilde, die edelgeborene westgotische Königstochter, wurde Königin von Austrasien; Fredegunde, die rotblonde Fränkin niederer Herkunft, wurde Königin von Neustrien; das aber erst, als der König von Neustrien seine erste Frau, die eine Schwester Brunhildens war, hatte beseitigen lassen.

Diese Tat stellte die Fürstin Brunhilde hinein in die grausame Welt merowingischer Politik. Ihr ganzes, langes Leben hindurch bis zu ihrem traurigen Ende sollte sie sich nie wieder davon lösen können. Diese Frau, die in ihrer Jugend „von feiner Gestalt, schön von Angesicht, züchtig und wohlgefällig in ihrem Benehmen, klugen Geistes und anmutig im Gespräch" gewesen war, wurde in den Wirren der Zeit hart und wild und lernte es, wie eine Löwin für sich, ihre Familie und das Reich zu kämpfen. Es war kein Wunder, daß sie sich dem Geist der Merowingerzeit anpaßte und die Mittel gebrauchen lernte, die dieser Zeit entsprachen. Doch war in ihr noch das Gefühl für die Sippenverpflichtung lebendig, und die Blutrachepflicht trieb sie mehrmals zur Tat an. Ein echt germanischer Zug war es, daß sie es verstand, sich bis zum äußersten für ihre Getreuen einzusetzen. Der Führergedanke des alten germanischen Königtums leitete sie. Die fränkische Aristokratie wollte die durch die Sippenkämpfe geschwächte Stellung des Königtums ausnutzen und maßte sich ein Recht nach dem andern an. Da war es Brunhilde, die immer wieder versuchte, den unbotmäßigen Adel in seine Schranken zu weisen.

Die Fürstin sah ihre Schwester, ihren Gatten ermordet, ihr Sohn starb früh, und gegen den einen Enkel wandte sie sich selbst

in tödlichem Haß. Als auch ihr Lieblingsenkel starb, setzte sie sich ungebrochen in ihrer Kraft noch für ihren Urenkel ein. Schließlich traf auch sie ihr Schicksal. Lothar von Neustrien, der Sohn ihrer Todfeindin Fredegunde, wurde vom Hochadel ins Land gerufen. Brunhilde floh, aber sie wurde auf der Flucht gefangengenommen und ihren Feinden übergeben. Als sie vor dem König Lothar stand, „rechnete er ihr vor, wie zehn Frankenkönige durch ihre Schuld gemordet seien". Dann wurde sie drei Tage lang grausam gemartert und zuletzt an wilde Pferde gebunden und zerrissen. Wer denkt bei diesem Frauenschicksal nicht an die Kriemhild unseres Nibelungenliedes, die auch durch das, was man ihr angetan, so hart wurde in ihrer Rache, daß sie wie eine Teufelin zu sein schien und daß der greise Waffenmeister Hildebrand sie voller Zorn über ihre unmenschlichen Taten erschlug.

Ihrer Gegenspielerin Fredegunde fehlt der Zug harter Größe, der der Brunhilde immer geblieben ist, ganz. Selten in der Geschichte ist wohl das Bild einer so zügellos grausamen Frau überliefert worden. Unzählig sind die Mordanschläge, die von ihr ausgingen; unzählig die Verleumdungen und Treulosigkeiten. Im Haß war sie maßlos. Sie ließ Präfekten und Bischöfe der Zauberei verdächtigen, martern und töten. Jeden, der sich ihr widersetzte oder ihr Vorwürfe machte, verfolgte sie mit ihrem Haß. Es wird sogar berichtet, daß sie ihrer eigenen Tochter nach dem Leben getrachtet habe. Diese Tochter Rigunthe war ein hochmütiges Weib, und sie warf ihrer Mutter oft deren niedrige Geburt vor. Da erzürnte Fredegunde, und sie lockte die Tochter eines Tages mit freundlichen Worten zur Schatztruhe. Als Rigunthe sich bückte, um sich von den Kostbarkeiten etwas auszusuchen, wollte Fredegunde sie in die Truhe schieben und erwürgen. Diese Tat wurde jedoch durch herbeieilende Diener verhindert. Wie alle niedrig grausamen Naturen war sie schwankend und furchtsam. Als einer ihrer Söhne gestorben war, ließ sie alle seine Kleider verbrennen und seine Schmucksachen umschmelzen, damit sie nicht mehr an den Tod und an ihren Schmerz um den Sohn erinnert würde. Als auch ihr jüngster Lieblingssohn schwer erkrankte, überkam sie solche Furcht und Reue über ihre Taten, daß sie zum König lief, ihm die Steuer-

rollen, die er gerade in der Hand hielt, entriß und sie verbrannte. Das Kind starb dann doch, und mit der Reue war es schnell vorbei. Schmerzlichem auszuweichen oder gar Reue zu empfinden, widersprach aber ganz dem stolzen Selbstgefühl der alten Germanen. Das wurde als Schwäche angesehen, und Schwäche war immer verwerflich.

Daß diese beiden Frauen Brunhilde und Fredegunde die Phantasie lebhaft erregt haben, ist nur zu verständlich. So wurde in der Erinnerung des Volkes die fast dämonische Verworfenheit der einen und die stolze und edle Härte der anderen noch gesteigert und entfaltet.

Es hieße, das Bild der Merowingerzeit unvollständig darstellen, wollte man mildere und weichere Frauencharaktere unerwähnt lassen. Die thüringische Fürstentochter Radegunde kam als Gefangene ins Frankenreich und wurde Lothar I. vermählt. „Da er aber später ihren Bruder ungerechterweise durch schändliche Menschen töten ließ, wandte sie sich zu Gott, legte das weltliche Gewand ab, baute sich ein Kloster in der Stadt Poitiers und tat sich durch Gebet, Fasten, Wachen und Almosengeben so hervor, daß sie einen großen Namen unter dem Volke gewann." Lothar, der meinte, sie sei immer mehr eine Nonne als ein Eheweib gewesen, willigte in die Scheidung ein. So entfloh sie den Greueln des Hofes und zog in die klösterliche Weltabgeschiedenheit. Dort bekam sie bald eine angesehene Stellung durch ihre Milde und Klugheit, und ihr geistlicher Ruhm drang weit über die Klostermauern hinaus. Der italienische Gelehrte und Dichter Venantius Fortunatus wurde so durch ihre Persönlichkeit gefesselt, daß er in Poitiers blieb und ihr Ratgeber wurde.

Eine liebenswürdige und kluge Erscheinung war etwa hundert Jahre später die anmutige Balthilde. Sie war als angelsächsische Unfreie übers Meer gekommen und hatte bei einem mächtigen Frankenfürsten im Dienst gestanden. Dort lernte sie der König Chlodwig II. kennen und machte sie zu seiner Gemahlin. In ihrer Biographie heißt es: „Sie war gütig von Herzen, züchtig in ihrem ganzen Betragen, klug und nicht leichtfertig oder vorlaut in ihren Reden, wie sie denn vom Geschlecht der Sachsen war, von

anziehender und feiner Leibesgestalt, schön anzusehen, freundlich in ihren Mienen und würdig in ihrem Gang." Nach Chlodwigs Tod war sie Regentin für ihren Sohn. Aber als sie in Konflikte mit dem mächtigen Hausmeier Ebroin kam, wich sie aus und zog sich in ein Kloster zurück, wo sie bis zu ihrem Ende ein frommes, mildtätiges Leben führte. Es ist bezeichnend, daß die beiden Fürstinnen Radegunde und Balthilde von der Kirche heilig gesprochen worden sind. Das Volk begeisterte sich an den großen Taten des Willens und der Kraft. Wer seine Persönlichkeit allen Gewalten zum Trotz sich erhielt und noch tapfer und kühn im Untergang war, dessen Andenken lebte im Volke weiter: Sage und Lied verkündigten den unsterblichen Ruhm der Helden. Die Kirche aber erwählte Heilige und pries die Dulder und Weltentsager.

Leider erzählen die Quellen nur von dem Leben hochgestellter Frauen. Sie verschweigen es, wie die fränkische Bäuerin jener Zeit lebte, dachte und fühlte. So wissen wir nicht, ob im Volk die Bindungen an die Tradition noch fester waren oder ob die weitgehende Zerrüttung auch schon die breiteren Schichten des Volkes erfaßt hatte.

Der Zeitraum von Aquae Sextiae bis zu den Tagen der heiligen Balthilde umfaßt mehr als sieben Jahrhunderte. Das, was wir schon bei den kimbrischen und teutonischen Frauen als wirksam erahnten, nämlich die Kräfte der Gesinnung und des Ethos, entfaltet in der Merowingerzeit seine letzten, schon entarteten Triebe. In Radegunde und Balthilde mit ihrer Weltflucht werden bereits neue, anders geartete Kräfte lebendig. Eine neue Zeit ist eingeleitet. Das katholische Christentum und mit ihm die antike Bildung drängen die volkseigentümlichen Kulturwerte in den Hintergrund und formen in einem Jahrhunderte dauernden Prozeß die vorhandenen Kräfte in ihrem Sinne um. Das europäische Mittelalter löst das germanische Altertum ab.

Dieser große Umschmelzungsprozeß vollzog sich zuerst und am entschiedensten im südgermanischen Bereich. Den Norden erfaßte er erst viel später und nicht mehr mit derselben Stärke. Was dem Süden verlorengegangen ist, ist im Norden erhalten geblieben: die eigenen Zeugnisse germanischer Wesensart.

Nordgermanisches Frauentum

Waren wir bislang auf fremdsprachige Quellen angewiesen, so gibt uns der Norden endlich germanisches Erleben in eigener Gestaltung. Das altnordische Schrifttum ist unsere beste Quelle. Wer die Welt der Germanen wirklich kennenlernen will, muß aus dieser Quelle schöpfen.

Die altnordische Dichtung umfaßt drei große Bereiche. Die eigene alltägliche Umgebung wurde schlicht und lebensnah in den Sagas geschildert. Gesteigertes Lebensgefühl führte über den Alltag hinaus und schuf die Heldendichtung. Das Erlebnis vom Dasein und Wirken übermenschlicher Mächte fand in den Göttermythen seine anschauliche Gestalt. Unser Weg wird uns von den Göttern und Helden zu den Menschen des Alltags führen, von Idealen und Wunschbildern zur Wirklichkeit. Die Darstellung des eigenen Lebenskreises wird uns das germanische Menschentum ganz nahe rücken.

Die Frauen der Götterdichtung

Über die altgermanische Religion wissen wir nicht so viel, wie nötig wäre, sie eindeutig zu erkennen. Von den bestehenden Kultformen und von der Verflechtung der Religion mit dem Leben sagen die Quellen fast nichts. Aber in der mythologischen Dichtung ist die Vorstellung von einer reichbevölkerten Götterwelt erhalten geblieben. Diese Götterwelt ist nicht zeitlos und schicksalslos. Sie ist voller Wandlung und hat ihre eigene Geschichte, an deren Ende unausweichlich die Götterdämmerung steht. Kämpfe gegen die Riesen, gegen die zerstörenden Mächte der Midgardsschlange und des Fenriswolfes, Streitigkeiten untereinander und

Verwicklungen aller Art füllen das Dasein der Götter, das eigentlich nur ein durch die Phantasie ins Übermenschliche gehobenes Abbild des Menschenlebens ist. Die von Gold und Waffen glänzende Walhall ist der Mittelpunkt dieser Götterwelt. Dorthin läßt Odin die gefallenen Krieger holen. Daneben gibt es noch viele Götterheime bis hinab zu dem düsteren Reich der blauschwarzen Todesgöttin Hel, wo die Seelen der nicht im Kriege gestorbenen Menschen hausen. Dies Bild der Götterwelt ist im wesentlichen in der Wikingerzeit entstanden. Es trägt auch deren ganz männliche Prägung. An den großen Ereignissen des Götterlebens, am Bau der Welt und an den großen Kämpfen bei dem Untergang, haben die Göttinnen so gut wie keinen Anteil. Trotzdem wird einmal versichert, daß die Göttinnen nicht weniger heilig seien als die Götter und durchaus so viel vermöchten wie diese. Das weibliche Element darf im Mythos nicht fehlen, sonst wäre er kein vollständiges Abbild des Daseins. Ohne Gattin und Tochter, ohne Mutter und Schwester ist auch das Leben der Götter nicht vorstellbar. Wir wollen die wichtigsten der göttlichen Frauen an uns vorüberziehen lassen, um das germanische Frauentum auch in seiner mythologischen Gestaltung kennenzulernen.

Wie eine germanische Hausfrau ihrem Manne steht Frigg dem Allvater Odin zur Seite. Von Hlidskjalf schauen sie beide hinab auf die Welt und vieles beraten sie gemeinsam. Von ihr heißt es, daß sie allwissend die kommenden Dinge voraussieht, wenngleich sie sie nicht verkündet. Als Odin die gefährliche Fahrt zu dem Riesen Wafthrudnir antreten will, um sein Wissen mit ihm zu messen, da fragt er Frigg um Rat. Sie warnt ihn voll Sorge, und als er Abschied von ihr nimmt, da spricht sie den schönen Reisesegen: „Heil zieh hin! Heil kehr zurück! Heil wandre den Weg!"

Gelegentlich wendet sie — ganz Frau — auch weibliche Klugheit an, um Odin nach ihrem Willen zu lenken. So in der Sage von der Herkunft des Langobardennamens. Odin hatte sich entschieden, in den Kämpfen zwischen den Wandalen und den Winnilern denen den Sieg zu verleihen, die er bei Sonnenaufgang zuerst erblicken würde. Die Königin der Langobarden, Gambara, und ihre Söhne baten Odins Gattin um Hilfe. Da ging sie und

weckte Odin. Sie richtete sein Antlitz auf die Seite, wo die Winniler standen, die auf Friggs Rat hin lange Bärte trugen. Auch die Weiber hatten sich ihr Haar wie Bärte ins Gesicht gehängt. Odin fragte erstaunt: „Wer sind diese Langbärte?“ Da sagte sie: „Herr, du hast ihnen den Namen gegeben, so gib ihnen auch den Sieg.“

Die Ehe zwischen den Göttern hat ihre ganz menschlichen Seiten! So kommt es vor, daß die beiden Gatten auch einmal gegeneinander arbeiten. Odin und Frigg hatten sich der beiden Königssöhne Geirröd und Agnar angenommen; Odin half dem Geirröd und Agnar wurde von Frigg unterstützt. Durch eine List Odins wurde Friggs Schützling verhindert, nach Hause zurückzukehren, und Geirröd konnte nach seines Vaters Tod allein die Herrschaft übernehmen. Da verleumdete Frigg den Geirröd bei Odin und sagte, er sei so geizig, daß er sogar die Gastfreundschaft verletze. Odin glaubte es nicht und wollte es selbst erproben. Heimlich schickte Frigg eine Dienerin zu Geirröd und ließ ihn heuchlerisch warnen: es käme ein Zauberer zu ihm, den die Hunde nicht anfallen würden. Geirröd ließ da den verkleideten Odin, dem die Hunde zutraulich entgegenliefen, ergreifen und peinigen. Als Odin sich ihm zu erkennen gab, sprang der König erschrocken auf und wollte ihn befreien. Dabei fiel er in sein eigenes Schwert und kam um. Frigg hatte durch Verleumdung und Täuschung Odin und Geirröd entzweit! Das war ihre Rache für das, was Odin ihrem Schützling Agnar angetan. Ein eheliches Geplänkel, in dem die Frau das letzte Wort hat und den Gatten überlistet!

Frigg ist nicht nur Gattin und Hausfrau, sie ist auch eine liebende und stolze Mutter. Groß ist ihre Besorgtheit, als das schwere Geschick der Götter herannaht und das Leben ihres Lieblingssohnes Balder gefährdet ist. Da zieht sie aus, um allen Dingen den Schwur abzunehmen, niemals Balder zu verletzen. Nur den Mistelzweig läßt sie aus, weil er ihr noch zu jung scheint, einen Schwur zu leisten. Niemand weiß von dem Mistelgeheimnis. Aber der listige Loki nimmt Frauengestalt an und geht so in Friggs Gemächer. Frigg glaubt, eine vertraute Dienerin vor sich zu haben, und läßt sich das Geheimnis vom Mistelzweig ent-

locken. Da weiß Loki, was allein von allen Dingen Balder schaden kann. Das Verhängnis nimmt seinen Lauf, und Balder wird getötet. Die Götter stehen stumm und fassungslos vor Schmerz. Frigg faßt sich zuerst. Ihr verzweifeltes Mutterherz hat einen Ausweg ersonnen: Hel muß Balder wieder frei geben! Frigg verheißt ihre ganze Liebe und Huld dem, der zur Todesgöttin reiten würde, um im Namen der Götter Balder loszubitten. Doch der Versuch mißlingt, und Balder bleibt in der Unterwelt. Die Mutter aber trauert fortan dem geliebten Sohne nach, den sie nun nie wieder stolz und strahlend abends in Walhall einreiten sehen kann.

Wir verstehen, daß das gereifte Frauentum Friggs, ihr Dasein als Ehefrau und Mutter, sie den Menschen als Hüterin der Ehe und Beschützerin des heimischen Herdes erscheinen ließ. An sie wandte man sich in allen Frauennöten, sie bat man um Kindersegen.

Nächst Frigg gilt Freyja als die vornehmste Göttin. „Sie hat die Wohnung im Himmel, die Folkwang heißt, und jedesmal, wenn sie zum Kampf reitet, dann gehört ihr die eine Hälfte der Gefallenen, die andere Hälfte Odin." Sie reitet auf einem Eber oder fährt mit einem Katzenpaar durch die Lüfte. Manchmal verwandelt sie sich auch in einen Falken. Ihr Falkenhemd ist ein besonders kostbarer Besitz, den sich die andern Götter bisweilen von ihr leihen. Sie spendet Fruchtbarkeit und Sonnenschein, und auch in der Zauberkunst ist sie bewandert. Sehr gerühmt wird ihre Schönheit. Diese ist so strahlend, daß man ihr den Beinamen „Meeresglanz" gegeben hat, und es heißt, daß sie, als ihr Geliebter sie verlassen hatte, goldene Tränen um ihn geweint habe.

Ihre Schönheit veranlaßte die Riesen immer wieder zu Versuchen, sie in ihre Gewalt zu bekommen. Der riesische Baumeister, der die hohe Götterburg Asgard erbaute, verlangte sie zum Lohne. Nur durch Überlistung des Riesen gelang es den Göttern, dieses Unheil abzuwenden. Auch der Riese Thrym, der Thors Hammer entwendet hatte, wollte den Hammer nur wieder herausgeben, wenn die Götter ihm die ersehnte Freyja zur Gattin geben würden. Was sollten die Götter machen? Thors Hammer mußten sie wieder haben. Ohne ihn konnte Thor die Götterwelt nicht gegen die feindlichen Mächte verteidigen. Da gingen Thor

und der listige Loki zur Freyja und baten sie, das Brautlinnen umzutun und zum Riesenheim zu ziehen. Aber die schöne Göttin wurde über dieses Ansinnen so zornig, daß sie aufstampfte. Der Saal erbebte und ihr schweres Halsband zersprang. Sie sprach:

Die mannstollste müßte ich sein,
Reist ich mit dir nach Riesenheim!

Da mußte sich Thor auf Lokis Rat hin als Riesenbraut verkleiden und holte sich durch diese List seinen Hammer wieder. Der Riese Hrungnir, der in Thors Abwesenheit in Walhall eingedrungen war, wollte alle Götter vernichten, nur Freyja und Sif, Thors sanfte, blonde Gattin, wollte er mit sich nehmen. Da wagte es Freyja allein von allen Göttern, dem tobenden Eindringling entgegenzutreten, und sie reichte ihm besänftigend einen Trunk. Thors Ankunft rettete dann sie und die Götter aus dieser gefährlichen Lage.

So wird in Freyja der Reiz und die Sicherheit der Schönheit verkörpert. Ist Frigg die beständige, reife Frau, so kommt in Freyja das Wandelbare des weiblichen Wesens zum Ausdruck. Der Zauber der Liebe umweht sie. Es verwundert nicht zu hören, daß sie an Liebesliedern Gefallen findet und daß Liebende sich in ihren Nöten an sie wenden. Herrin der Liebe und Herrin der Walstatt zugleich, diese Mischung entspricht ganz dem herben Geist jener Zeit.

Jung und schön war auch Idun, der die Äpfel, deren Genuß den Göttern die Jugendkraft erhielt, anvertraut waren. Den kostbarsten Besitz der Götter verwaltete eine Göttin. Es ist bezeichnend, daß die geheimnisvolle, zauberwirkende Kraft des sich immer wieder erneuernden Lebens von Frauenhänden gehütet wurde. Einst gelang es dem Riesen Thjazi mit Lokis Hilfe, Idun und die Zauberäpfel zu rauben. Die Götter wurden alt und grau und waren sehr traurig darüber. Schließlich kam heraus, daß durch Lokis Leichtsinn Idun in die Hände des Riesen gefallen war. Er wurde dazu verurteilt, sie wiederzuholen. Mit Freyjas Federhemd flog er zum Riesenheim und entdeckte Idun, die allein im Gehege des Riesen war. Er verwandelte sie in eine Nuß und flog mit ihr und den Äpfeln wieder zurück. Thjazi merkte das bald und

flog in Adlersgestalt hinterdrein. Aber bei der Götterburg versengte die Waberlohe seine Flügel, er fiel herunter und die Götter erschlugen ihn.

Da machte sich seine mutige Tochter Skadi auf, nahm Brünne, Helm und Waffen und ging nach Asgard zu den Göttern, um Buße für ihren erschlagenen Vater zu fordern. Die Götter boten ihr dies zur Versöhnung an: sie sollte sich einen Mann aus der Götter Schar wählen dürfen, und zwar sollte sie ihn nach den Füßen wählen „und nicht mehr davon sehen." Sie suchte sich den Mann mit den schönsten Füßen aus und dachte, sie hätte Balder gewählt. Es war aber Njörd, den sie zum Manne bekam. Von ihnen wird erzählt: „Der Gott Njörd, aus dem Wanengeschlecht, hat seine Wohnung an der See, in Noatun. Er lenkt die Winde und stillt Meer und Feuer; er schützt Seefahrt und Fischfang; reichbegütert ist er und schenkt Reichtum denen, die ihn anrufen. Die Götter gaben ihm zum Weibe Skadi, die ist eines Bergriesen Tochter und läuft Ski im Gebirge und jagt Wild mit dem Bogen. Sie wollte da wohnen, wo ihr Vater gewohnt hatte, auf den Bergen droben. Njörd aber wollte an der See leben. Da einigten sie sich, sie wollten neun Tage im Gebirg hausen und die nächsten neun in Noatun. Aber als sie in Noatun zurück waren, da sprach Njörd:

Leid sind mir die Berge; nicht lange war ich dort,
Neun Nächte nur:
Schöner schien mir der Schwäne Gesang
Als der Wölfe Wutgeheul.

Da sprach Skadi dies:

Nicht schlafen kann ich vor dem Schreien der Vögel
An der Brandung Bett:
Jeden Morgen, wenn sie vom Meere kommt,
Weckt die Möwe mich.

Da ging Skadi hinauf zu den Bergen und wohnte im Riesenheim, und sie fährt viel auf Schneeschuhen und mit dem Bogen und erlegt Wild; sie heißt Schneeschuhgöttin."

Eine anmutig-herbe, mädchenhafte Erscheinung ist diese tapfere

nordische Diana. Die Gattenliebe gilt ihr nicht so viel wie das Andenken ihres Vaters und die Verbundenheit mit der Heimat. Sie ist sich selbst und ihrer Art treu. Nur in den heimatlichen Bergen fühlt sie sich wohl und ohne die gewohnte Jagd kann sie nicht leben.

Neben die leichtfüßige, mädchenhafte Göttin der Jagd wollen wir die wundervolle Gestalt der Bauerngöttin Gefjon stellen. In ihr verkörpert sich die schaffende und erhaltende Kraft der Natur. Diese Göttin ist gewaltig und kraftvoll, schwer und fruchtbar wie die Erde. Mit ihr ist die Entstehungsmythe Seelands verknüpft: „Der König Gylfi herrschte über das Land, das jetzt Schweden heißt. Von ihm wird erzählt, daß er einer fahrenden Frau zum Dank für ihre Unterhaltung ein Stück Pflugland in seinem Reiche gab, das vier Stiere während eines Tages und einer Nacht aufpflügen könnten. Diese Frau aber war vom Göttergeschlecht, sie wurde Gefjon genannt. Sie nahm vier Stiere nördlich aus dem Riesenheim, das waren ihre und eines Riesen Söhne. Diese spannte sie vor den Pflug. Der Pflug aber ging so breit und tief, daß das Land sich löste. Die Stiere zogen das Land hinaus aufs Meer nach Westen und hielten an einem Sunde an. Dorthin setzte Gefjon das Land und gab ihm einen Namen; sie nannte es Seeland.“ Ein großartiges, urzeitliches Bild steht hier vor uns: die machtvolle Göttin, die ihre riesenhaften Söhne in Stiere verzaubert hat, um mit ihnen die bäuerliche Arbeit des Pflügens zu verrichten.

Die Verehrung weiblicher Fruchtbarkeitsgottheiten ist uralt. Schon auf Gegenständen der Steinzeit und der Bronzezeit finden sich Symbole solcher Gottheiten. Auch Tacitus berichtet darüber. So erwähnt er eine Göttin Nerthus, die bei einigen germanischen Stämmen als Mutter Erde verehrt wurde. In einem heiligen Hain stand ein Wagen, der ihr geweiht war. Manchmal besuchte sie den Hain, und dann herrschte Festfreude überall. Die Waffen ruhten, wenn die Göttin auf ihrem Wagen umhergefahren wurde. Die Volkskunde lehrt, daß in einigen Fastnachtsbräuchen sich Reste dieses Kultes erhalten haben, und auch die Sage von der Frau Gaude deutet noch auf ihn hin.

Das, was von den Göttinnen in all diesen Mythen und Mär-

chen erzählt worden ist, hat gewiß die altisländische Bäuerin unmittelbar angesprochen. Und auch die Männer werden ihre Freude an der Klugheit, Tatkraft und Mütterlichkeit der göttlichen Frauengestalten gehabt haben. Voll Vertrauen konnte man zu diesen Göttinnen mit so viel Menschlichkeit aufblicken.

Aber neben den Göttern gibt es noch andere geheimnisvolle Mächte, die über den Menschen stehen. Oft sind es bösartige und feindlich gesonnene Wesen. Unholde aller Art, Zwerge und Trolle, böse Weiber und Hexen, Druden und Alraunen erschrecken die Menschen und richten Unheil an. Es wird von manchem Kampf gegen diese unheimlichen Mächte erzählt. Auch Odins Wunschmädchen, die Walküren, sind auf Erden wohl bekannt. Sie folgen Odin in den Kampf, sie führen die toten Helden nach Walhall. Bisweilen neigen sie sich auch in Liebe einem irdischen Helden zu! Sind sie doch recht eigentlich deren ebenbürtige Gefährtinnen: Walhall, das Symbol des Heldentums, vereint sie, und der Kampf ist ihrer beider Lebenselement. In dieser Vereinigung rücken sie den Menschen näher und verlieren die unheimliche Wildheit, die ihnen sonst als Kampfgeistern und Schlachthexen eigen ist. Da können sie treulos und unbeständig erscheinen wie Odin selbst und das Kampfglück. Mancher verwünschte die bösen Geister: „Schlimme Weiber sitzen am Wege oft, dämpfen Schlachtmut und Schwert!“ Wer sie im Kampf erblickte, erschauerte und mußte fürchten, daß er fallen würde. Den Walküren stand die Entscheidung des Kampfes zu: „Am Tage der Brjansschlacht (1014) sah ein Mann in Nordschottland zwölf Gestalten auf eine Webekammer zureiten und drin verschwinden. Er schaute durch ein Guckloch hinein und sah zwölf Weiber an einem Webstuhl grausiger Art.“ Sie sangen bei dieser Arbeit ein Lied, in dem die Ereignisse der Schlacht dargestellt werden. Einige Strophen mögen die Stimmung dieses Liedes veranschaulichen:

Weit ist gespannt zum Waltode
Webstuhls Wolke; Wundtau regnet.
An Geren hat sich grau erhoben
Volksgewebe, das die Freundinnen
Odins mit rotem Einschlag füllen.

Webet, webet Gewebe des Speers,
Wie längst es kannte der Königssproß!
Vorwärts stürmet ins Feindesheer,
Wo unsre Freunde wir fechten sehn!

Webet, webet Gewebe des Speers,
Wo kühner Fechter Fahnen schreiten!
Laßt sein Leben ihn nicht verlieren!
Walküren lenken der Walstatt Los.

Nun ist Schrecken rings zu schauen:
Blutige Wolken wandern am Himmel;
Rot ist die Luft von der Recken Blut,
Denen unsre Lose zum Leide fielen.

Dem einen König bestimmten sie den Untergang, dem anderen den Sieg. Als sie das Lied fertig gesungen und das Schicksal der Schlacht gewoben hatten, ritten sie davon, sechs nach Süden und sechs nach Norden. Ähnlich wie die Walküren hier walten in dem althochdeutschen Zauberspruch die Idisen: „Einst saßen die Idisen, sie saßen hier und da. Einige hefteten Bande, einige hemmten das Heer, einige klaubten an Fesseln: Entspring den Banden, entfahr den Feinden!"

Und noch eine wichtige, geheimnisvolle Macht ist da. Über allem, was es in dieser Welt gibt, über Menschen, Göttern, Riesen, Zwergen und Alben steht das Schicksal. Das ist der geheime, unergründliche Angelpunkt des Seins. Von hier gehen alle Fäden, die das Leben umspannen, aus. Hier laufen alle Fäden wieder zusammen. Diese Macht wird im Mythos durch weibliche Wesen verkörpert. Das sind die Nornen. Sie hausen im Mittelpunkt der Welt unter der großen Welteschе. „Da steht ein großer Saal unter der Esche am Brunnen und aus diesem Saal kommen drei Frauen ... Diese Frauen formen der Menschen Geschick. Wir nennen sie Nornen. Aber es gibt noch mehr Nornen. Sie kommen zu jedem Kind, das geboren wird, sein Schicksal zu bereiten." So kamen sie einst zu dem jungen Königssohn Helgi:

Nacht wars im Hof, Nornen kamen,
Sie schufen das Schicksal dem Schatzspender:

Der Herrscher hehrster solle er heißen,
Der ruhmreichste Recke werden.

Brach über jemanden ein schweres Geschick herein, dann war es ihm wohl, als ob er die unheilschaffende Hand der Norne gefühlt hätte: schlimm ist der Norne Walten! So sagte nach einem Bruderkampf der Sieger zu dem sterbenden Bruder:

Ein Fluch traf uns, Bruder, dein Blut hab ich vergossen!
Nie wird das ausgelöscht — Unheil schuf die Norne.

Wir denken bei diesen Gestalten an die unheimliche, riesische Frau, zu der Odin in die Unterwelt ritt, um von ihr das Schicksal seines Sohnes Balder und das der Götter zu erfahren. Oder auch an jene hohe Seherin, die in einem feierlichen Liede von der Götter Sein und ihrem Untergang Kunde gibt. Die letzten Geheimnisse und Rätsel des Daseins werden symbolisch im Mythos von weiblichen Wesen erkannt und gehütet. Darin liegt ein tiefer Sinn. Denn was ist das Urgeheimnis anderes als das Geheimnis vom Werden und Vergehen, als das geheimnisvolle Walten der „Mütter" Natur, die in ewigem Wandel gestaltet, zerstört und neugestaltet. Diesem Geschehen sind die Frauen ganz eng verbunden. Sie sind selbst ein unmittelbar schaffender Teil der Natur, die ihnen anvertraut hat, neues Leben zu tragen und zu hegen. In den alten Schicksalskünderinnen und Schicksalsgestalterinnen wird die weibliche Urkraft der Natur dargestellt. Losgelöst von allen menschlichen Bindungen und menschlichen Verhältnissen stehen sie ernst und feierlich, wie graue Schatten fast, an der Grenze des Erkennbaren. Sie sind die Wissenden. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist ihnen kund. Ehrfurchtsvoll und schweigend hören die Menschen ihr Wort und ahnen ergriffen das „höhere Geheimnis":

Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,
Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit;
Von ihnen sprechen ist Verlegenheit.
Die Mütter sind es!

(Faust II 1.)

Die Frauen der Heldendichtung

Wir treten in den zweiten großen Kreis ein. In der Heldendichtung hat der heldische Gedanke des Germanentums seine schönste Gestaltung gefunden. Die Stoffe dieser Dichtung sind dem wirklichen Geschehen entnommen. Aber die Dichter haben die historischen Ereignisse vollkommen umgestaltet und im dichterischen Bilde eine ganz neue Welt geschaffen, die Welt der Helden. Völkische und politische Wertsetzungen treten völlig zurück. Die Darstellung der großen Persönlichkeit, die im heldischen Sinne die tragischen Verwicklungen des Lebens bewältigt, ist Inhalt und Ziel dieser Dichtung geworden. Heldentum ist unbedingte Verpflichtung auf die Gebote der Ehre. Die Ehre fordert Sippentreue und Gefolgschaftstreue. Das Ansehen der Gefolgschaft ist der Ruhm der Gefolgsmannen; das Ansehen der Sippe ist die Ehre der einzelnen Sippenmitglieder. Darum gilt es, die innere Kraft der Sippe, der Gefolgschaft zu erhalten und zu stärken, und wenn es auch das eigene Leben kosten sollte! Die Ehre fordert es, frei und tapfer zu sein. Jede feige, ehrlose Tat ist eine Herabminderung des persönlichen Wertes und eine Schädigung des Ansehens der Sippe oder der Gefolgschaft. So gehen Männer in den sicheren Untergang nur deswegen, weil sie sich dem Vorwurf, furchtsam gewesen zu sein, nicht aussetzen wollen; der Vater kämpft gegen den eigenen Sohn, der ihn nicht erkennen will und seine Ehre angreift; und der Freund nimmt die schwere Schuld des Eidbruches auf sich, um dem höheren Ehrgebot der Rachepflicht zu genügen. Wer um der Ehre willen auch vor dem Äußersten nicht zurückschreckt, hat sein Heldentum erst ganz bewährt. Wer lachend sterben kann, ist der größte Held! Der heldische Untergang, das „im Kampf sterben und eine große Seele verschwenden" wird zum Höhepunkt des Lebens.

Man sollte meinen, daß in diesem Weltbild von so ausdrücklich männlichem Charakter die Frauen keinen Platz haben oder doch nur eine geringe Rolle spielen. Es ist nicht so. Die Heldendichtung ist in dieser Beziehung nicht einseitig. Die Helden leben in der Welt und dazu gehören die menschlichen Bindungen an die

Familie und Ehe. Neben dem Helden steht die Heldin, die ebenbürtige Gefährtin oder Gegenspielerin. Die Frau steht nicht außerhalb des heldischen Geschehens, sie ist mit ihm ebenso verbunden wie der Mann, und, wenn es not tut, handelt sie selbst unbedenklich nach den Geboten der Ehre.

Die Ebenbürtigkeit der heldischen Frau liegt vor allem in ihrer Charakterstärke und in ihrer seelischen Haltung. Aber es ist auch oft so, daß sie selbst zu den Waffen greift und wie ein Mann kämpft. In dem alten Liede von der Hunnenschlacht wird der Schwester des Königs eine Grenzburg zur Verteidigung gegen die Hunnen übergeben. Eines Morgens beim Sonnenaufgang stand sie auf dem Burgturm, und da sah sie Staubwolken aufwirbeln und Rüstungen blitzen. Das war das herannahende Hunnenheer. Sie eilte hinunter, ließ das Heer zusammenblasen und wies ihre Leute an, die Waffen zu ergreifen und sich zur Schlacht zu rüsten. Es wurde eine gewaltige Schlacht. Die Hunnen siegten; denn sie waren in großer Übermacht. Die Königsschwester fiel mit vielen ihrer Leute. Ein Bote meldete es dem König:

Hingesunken ist Heidreks Maid,
Von Wunden geschwächt, die Schwester dein,
Schneller zum Kampf, als zu kosen mit Buhlen
Und zur Halle zu eilen zum Hochzeitsfeste.

Von Herwör, Angantyrs Tochter, wird erzählt: „Sie wurde groß und stark und gewöhnte sich früh an Schild und Schwert. Es litt sie nicht am Hofe ihres Muttervaters: als Mann gekleidet und bewaffnet zog sie zu einer Wikingschar und nannte sich Herward, und bald wählten die Krieger sie zu ihrem Anführer. Einst kamen sie vor Samsey, da wollte Herwör ans Land: in den Grabhügeln auf der Insel, sagte sie, sei reiche Beute zu machen. Aber keiner wollte mit ihr; es sei dort nicht geheuer, die Toten gingen um. Da ruderte sie allein im Boote nach der Insel; es war zur Zeit des Sonnenuntergangs." Sie traf da einen Hirten, der redete sie an, und sie fragte ihn nach den Grabhügeln. Er warnte sie vor dem schauerlichen Ort.

Wahnwitzig ist, wer weiter geht,
Wer einsam naht Nachtgespenstern;
Flammen hüpfen, die Hügel sind offen,
Es brennt das Feld — fliehn wir eilend!

Sie aber fürchtete sich nicht und antwortete unbekümmert:

Mag Feld und Flur in Flammen stehn,
Ihr Geschnaube schreckt mich wenig;
Tote Recken so rasch mich nicht
Weichen machen: ich will sie sprechen.

Der Hirte lief furchtsam davon; Herwör aber ging auf die Hügelfeuer zu und schritt mutig durch die Flammen, bis sie vor das Grab der Arngrimssöhne kam. Da rief sie ihren toten Vater an und forderte von ihm sein gutes Schwert. Der Vater wollte ihr das Schwert nicht geben, da es ihrem Geschlechte Unglück bringen würde. Sie aber kümmerte sich nicht um die Warnung und bestand auf ihrem Wunsch. Allem Grauen des Totenhügels hielt sie stand. Das Heltor sank, sie sah die Toten am Tore stehn, aber das machte ihren Willen nicht wankend. Der Vater wunderte sich über den Mut seiner Tochter: „Nicht nenn ich dich, Maid, den Menschen gleich!“ Als sie auch nicht davor zurückschreckte, selbst das Schwert unter den Schultern des Toten fortzuziehen, reichte der Vater es ihr schließlich. Da eilte sie hinaus aus dem Totenreich:

Ruhet alle — es reißt mich fort —
Heil im Hügel! Von hinnen eil ich.
Zu weilen wähnt ich am Weltenrand,
Als mich umflammte des Feuers Glut.

In der Sagensammlung des dänischen Geschichtsschreibers Saxo Grammaticus finden sich auch viele Beispiele dafür, daß Frauen Heere führten und Wikingfahrten leiteten. Der geistliche Gelehrte Saxo bemühte sich, diese Frauen zu verstehen, deren männliche Heldenhaftigkeit ihm nicht ganz geheuer schien. Er meinte, daß solche Frauen, die sich ganz wie Männer benahmen und jeden Augenblick ihrer Zeit zur Ausbildung im Kriegsdienst benutzten, ihre heldenhafte Spannkraft nicht durch Wohlleben und Üppig-

keit abstumpfen lassen wollten. Sie wollten Leib und Seele durch dauernde Anstrengungen abhärten und nicht durch eine weibliche Lebensführung verweichlichen. Deswegen hätten sie sich von aller frauenhaften Milde losgesagt und sich gezwungen, männliche Wildheit anzunehmen. So hätten sie sich ganz ihres Geschlechtes entäußert. Wir sehen, daß Saxo für die Heldinnen nicht viel übrig hatte. Er sah in ihnen Mannweiber und nicht Frauen, die als Gefährtinnen auch im Kampf den Männern zur Seite standen.

Aber die Kampftätigkeit ist es nicht allein, die die Frauen den Helden ebenbürtig macht. Die Art und Weise, wie sie in den großen Konflikten der Ehre ihr Schicksal auf sich nehmen und es im heldischen Sinne erfüllen, macht recht eigentlich erst ihr Heldentum aus. Wir wollen einige der hervorragendsten dieser Frauengestalten in ihrem Handeln beobachten.

Der König Wölsung hatte zehn Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn hieß Sigmund, die Tochter Signy; das waren Zwillingsgeschwister. Um Signy warb ein König Siggeir. Sie wurde ihm gegeben, obgleich sie wenig Freude darüber zeigte. Als die Hochzeit gefeiert wurde, entstand ein Streit zwischen den beiden Schwägern Sigmund und Siggeir. Der Streit wurde beigelegt und Signy reiste ins fremde Land mit dem Gatten, dem „ihr Herz nicht entgegenlachte". Auch hatte sie die schwere Ahnung, daß die Verbindung mit Siggeir ihrem Geschlechte Unheil bringen werde. Nach kurzer Zeit folgten Wölsung und seine zehn Söhne einer Einladung des König Siggeirs. Als sie nach guter Seefahrt ankamen, stand Signy am Strand und bat sie traurig und besorgt, sie möchten umkehren, denn Siggeir habe Böses im Sinn. Er hatte den Streit mit Sigmund nicht vergessen. Wölsung aber wollte nicht umkehren: „Ich tat das Gelübde, daß ich weder Feuer noch Eisen fliehen würde aus Furcht, und das habe ich bis jetzt gehalten. Wie sollte ich im Alter davon abgehen?" Sie gingen tapfer und hochgemut der Übermacht entgegen und kamen alle bis auf Sigmund um. Sigmund wurde durch eine List der Schwester gerettet und barg sich in einer Erdhütte im Walde. Signy unterstützte ihn heimlich. Der Gedanke an Rache ließ die beiden nicht ruhn. Als Signys ältester Sohn zehn Jahre alt

war, schickte sie ihn zu Sigmund in den Wald. Sigmund entdeckte, daß der Knabe weich und furchtsam war. Als Signy das erfuhr, sagte sie zu ihrem Bruder: „Dann nimm ihn nur und töte ihn; er braucht nicht länger zu leben.“ Das geschah. Mit dem zweiten Sohn ging es ebenso. Da vertauschte Signy mit einem zauberkundigen Weibe ihre Gestalt und ging hinaus zu Sigmund in den Wald. Sigmund erkannte sie nicht, und sie blieb drei Tage bei ihm und teilte das Lager mit ihm. Darauf ging sie wieder heim und nahm ihre eigene Gestalt wieder an. Sie bekam einen Sohn, den nannte sie Sinfjötli. Er wurde groß und stark. Als er alt genug war, schickte sie auch ihn in den Wald zu Sigmund. Sinfjötli zeigte sich tapfer und furchtlos. Mit ihm konnte Sigmund die Rache wagen. Sie gingen heimlich an Siggeirs Hof, und die Königin verbarg sie. Aber ihre kleinsten Söhne entdeckten die beiden fremden Männer und verrieten sie. Da nahm Signy die Knaben und brachte sie zu ihrem Bruder. Er sollte die kleinen Verräter töten! Sinfjötli tat es und warf die beiden Leichname dem König Siggeir zu Füßen. Da wurde Sigmund und Sinfjötli gefesselt. Aber es gelang ihnen, sich mit Hilfe der Königin zu befreien, und heimlich legten sie nachts Feuer in der Halle an, in der Siggeir und seine Leute schliefen. Sigmund forderte seine Schwester auf, sich in Sicherheit zu bringen, und er bot ihr an, bei ihm in großen Ehren zu leben. Da aber weigerte sie sich. Die Vater- und Brüderrache war ihr einziger Gedanke gewesen, und sie hatte alles getan, um König Siggeirs Tod herbeizuführen. Um der Rachepflicht genügen zu können, hatte sie tragische Schuld auf sich genommen; sie hatte mit ihrem Bruder Ehebruch begangen, sie hatte ihre eigenen Kinder töten lassen. Die Rache war nun vollzogen, der Sinn ihres Lebens erfüllt. Aber was sie mit ungeheuerlicher Wildheit und Härte zur Erfüllung der Rachepflicht getan hatte, war derart, daß sie nicht mehr länger leben wollte. Und so verkündete sie, daß sie freiwillig mit König Siggeir sterben wollte, mit dem sie nur widerstrebend zusammengelebt hatte. Sie nahm Abschied von Sigmund und Sinfjötli und ging in die Halle, wo sie mit Siggeir und seinem ganzen Gefolge verbrannte.

Ähnlich klingt im freiwilligen Tode das Leben Brynhilds aus, der Brunhild unseres Nibelungenliedes. Die Größe dieser Frauengestalt hat die alten Dichter immer wieder gefesselt, und so geben eine ganze Reihe von Liedern und Sagen von ihr Kunde. Wir halten uns an die älteste Überlieferung.

Brynhild, die Tochter Budlis, war eine kühne und kriegerische Jungfrau, die nach Art der Walküren das Kriegshandwerk ausübte. So stolz war sie, daß sie das Gelübde geleistet hatte, nur dem größten aller Helden als Weib anzugehören. Alle anderen waren ihrer unwürdig. Ihre Burg umlohte ein Flammenmeer; das konnte nur der Tapferste durchreiten. Sigurd (Siegfried) hatte Gudrun, die Schwester des Burgundenkönigs Gunnar (Gunther) zur Frau. Gunnar wollte um Brynhild werben; aber er konnte nicht durch die Waberlohe reiten. Da tauschte er mit Sigurd die Gestalt und Sigurd ritt für ihn durch die Lohe. Als Gunnar warb er um Brynhild, und die mußte ihre Einwilligung geben. Die Vermählung wurde in der Burg gefeiert. Sigurd aber hielt die Treueide, die er Gunnar geschworen, und lag wie ein Bruder neben Brynhild auf dem Lager; die nackte Klinge lag zwischen ihnen. Dann ritten sie heim und Brynhild wurde Gunnars Weib. Aber der „böse Betrug der Brautwerbung" kam durch einen Streit zwischen Gudrun und Brynhild heraus. Brynhild mußte erkennen, daß sie getäuscht worden war; Sigurd, nicht Gunnar, hatte den Flammenwall durchritten. Ihr Gelübde war gebrochen und nun sann sie auf Rache an dem, der sie eidbrüchig und damit ehrlos gemacht hatte. Ihr blieb nur eines: sie mußte Sigurds Tod erreichen. Sie bezichtigte Sigurd bei Gunnar fälschlich des Eidbruches und trieb Gunnar so durch eine Verleumdung dazu, Sigurd töten zu lassen. Als bekannt wurde, daß Sigurd erschlagen worden war,

Da lachte Brynhild zum letzten Mal
— Das Haus hallte — aus Herzensgrund.

Die Rache war getan. Sie hatte erreicht, was sie mußte, um ihre Ehre wiederherzustellen. Aber um welchen Preis! Der Held war tot, dem allein sie angehören durfte; ihr Gelübde konnte sie lebend

nicht mehr erfüllen; sie konnte es nur noch durch den Tod einlösen. Und so brach sie auf, dem toten Sigurd zu folgen. „Das soll für mein Leid die Sühne werden." Sie verkündete den Sinn ihrer Rache und ihr Vorhaben:

Alle schwiegen bei ihren Worten,
Wenige verstanden die Weiberart,
Als weinend sie das Werk erzählte,
Zu dem sie lachend die Degen verlockt.

Sie aber gab sich selbst den Tod und Gunnar rüstete die Leichenfeier für beide, für Sigurd und für sie.

Neben Brynhild steht Gudrun, die nordische Kriemhild. Nach Sigurds Tod war sie zuerst wie erstarrt vor Schmerz. Dann schrie sie so gellend auf, daß die Becher in den Borden klirrten und die Gänse im Hofe zu lärmen anfingen. Ihre Trauer war groß. Aber die Sippenverbundenheit war stärker, und so machte Gudrun keinen Versuch, den Tod Sigurds an den Brüdern zu rächen. Es gelang den Brüdern, den Schmerz der Schwester zu lindern und sich mit ihr zu versöhnen. Nach einiger Zeit ließ sie sich überreden, den Bruder Brynhilds, den Hunnenkönig Atli, zu heiraten. Atli aber ergriff die Begierde nach dem Nibelungenhort, den Sigurd besessen hatte und den nun Gunnar und seine Brüder hatten. Er sandte Boten zu den Burgunden und ließ sie zu einem Fest ins Hunnenland einladen. Auf diese Weise wollte er sie in seine Gewalt bekommen und sie dann zwingen, ihm zu sagen, wo sie den Hort verborgen hätten. Gudrun hatte ihre Brüder heimlich durch ein Zeichen gewarnt.

Was riet uns wohl die Frau, da den Ring sie sandte,
Mit Wolfshaar umwunden? Warnung, mein ich, bot sie!
Ein Haar des Heidewolfs haftete am Goldring:
Wölfisch wird der Weg uns zur Wohnung Atlis!

Doch die heerkühnen Burgunden zogen trotz dieser Warnung ins Hunnenland und zu Atlis hochragender Burg.

Die Schwester sah sie, als in den Saal sie traten,
Ihre beiden Brüder — von Bier war sie nüchtern —:

„Verraten bist du, Gunnar! Du Reicher, was vermagst du
Wider hunnische Hinterlist? Aus der Halle geh eilend!“

Aber dazu war es nun zu spät. Der letzte Kampf der Burgunden entbrannte. Tapfer wehrten sie sich gegen die Übermacht und fügten den Hunnen noch viel Schaden zu, ehe sie überwältigt wurden. Keiner von ihnen verriet den Hort, und sie starben mit dem Triumph, daß das welsche Gold und die roten Ringe nimmer an den Händen der Hunnen leuchten würden. Die Schwester aber sprach in ihrem Herzen einen schweren Fluch über Atli, der ihre Sippe vernichtet hatte:

So geh dir's, Atli, wie dem Gunnar du
Die Eide gehalten, die einst du schwurst ...

Mit dem goldeuen Becher trat sie dem Fürsten, als er mit den Seinen zum Siegesgelage erschien, scheinbar freundlich entgegen. Sie bot ihm Willkommenstrunk und Bewirtung. Aber da hatte ihre grausame Rache schon begonnen. Sie hatte ihre und Atlis kleinen Söhne umgebracht und hatte aus den Eingeweiden der Knaben ein Mahl bereitet. Diesen furchtbaren Imbiß setzte sie dem Vater vor:

Hüter der Schwerter, du hast deiner Söhne
Blutige Herzen mit Honig verzehrt ...

Toben und Wehklagen scholl durch die Halle, als die Hunnen dies erfuhren. Gudrun allein beweinte nicht ihre jungen Söhne und ihre kühnen Brüder. Sie vollendete ihre Rache. Den trunkenen Atli erschlug sie mit dem Schwert und dann legte sie Feuer in der Halle an.

Blut gab mit dem Schwerte dem Bett sie zu trinken
Mit helgieriger Hand; die Hunde löste sie,
Trieb sie vors Tor; die Trunkenen weckte sie
Mit heißem Brande: so rächte sie die Brüder.

Und der Dichter sagt ergriffen von ihrer Tat: „Keine Maid in der Brünne tut ihr je gleich, Brüder zu rächen. Drei Königen gab sie den Tod.“

Gudrun ging zum Meere, um sich selbst den Tod zu geben. Aber es war ihr noch nicht bestimmt zu sterben. Die Wogen trugen sie in das Land des Königs Jonaker. Der wurde ihr dritter Gatte. Noch einmal mußte sie ihren Heldensinn beweisen. Ihre und Sigurds Tochter, die schöne, junge Schwanhild, war dem Gotenkönig Jörmunrek vermählt worden. Sie wurde des Ehebruchs mit ihrem Stiefsohn bezichtigt. Der König ließ seinen Sohn an den Galgen hängen, Schwanhild aber von den Hufen der Rosse zertreten. Da reizte Gudrun ihre Söhne aus der Ehe mit Jonaker auf, ihre Stiefschwester zu rächen:

Eure Schwester war Schwanhild geheißen,
Die Jörmunreks Rosse zerstampften,
Helle und dunkle, auf der Heerstraße,
Graue, gangschnelle gotische Hengste.

Bin einsam worden, wie die Espe im Wald,
Der Brüder beraubt, wie die Birke der Zweige,
Bar der Freude, wie ein Baum des Laubes,
Den der Waldfeind[1] streift an warmem Tag.

Die Söhne folgten dem Ansporn der Mutter. Doch wußten sie, daß sie bei der Erfüllung dieser Rachepflicht umkommen würden; denn sie hatten es mit einer großen Übermacht zu tun. So nahmen sie Abschied von der Mutter:

Die Brüder beweine und die blühenden Söhne,
Beklage die Gesippen, die du zum Kampfe gereizt!
Uns wirst du, Gudrun, nun auch beweinen:
Tod ist uns bestimmt; wir sterben in der Ferne!

Aber wie die Helden ohne Zögern in den Tod gingen, um ihr Heldendasein zu erfüllen, so zögerte Gudrun nicht, auch ihre letzten, stolzen Söhne der Rachepflicht zu opfern. Sie wurde an dem harten Gebot dieser Pflicht nicht irre, so sehr seine Erfüllung sie in ihrem innersten Sein treffen mußte.

Uns schauert vor dieser bedingungslosen Hingabe an das heldische Ehrgebot; vor allem scheint uns der Preis, den Gudrun da-

[1] Waldfeind ist das Feuer.

für zahlen mußte, zu hoch. Unwillkürlich denken wir zurück an die Wildheit und Grausamkeit der Merowingerzeit. Aber was da Entartung war, ist hier durch die besondere Sinngebung geadelt und als stolze Härte dargestellt. Erst wenn wir die Weltanschauung, die in dieser Dichtung lebt, kennen, begreifen wir die Geistesstärke und seelische Spannkraft dieser Frauen, die genau so fanatisch wie die Männer für Sippentreue und Ehre eintraten. Und die Ergriffenheit des alten Dichters wird uns verständlich, der das Lied von der Burgunden Untergang und von Gudruns unmenschlicher Rache für die Brüder mit den Worten schließt:

Selig heißt immer, wem Erben erwachsen
Von gleicher Heldenkraft, wie sie Gjuki[1] zeugte:
Lange soll leben in den Landen allen,
Wo das Volk es erfahren, ihr furchtloses Trutzwort.

Aber die Heldendichtung kennt neben diesen herben, leidenschaftlichen Frauen, die ein schweres Schicksal zu so ungeheuerlichen Taten zwang, auch mildere, weiblichere Gestalten. Die Liebe bekommt auch ihr Recht. Da sind die Schildmädchen und Walküren, die das Kampfleben der Helden teilen und sich ihnen in Liebe verbinden. So gewann der Held Wieland eine Schwanenjungfrau:

Mädchen von Süden durch den Myrkwid flogen,
Die Schwanenjungfraun, Schlacht zu wecken,
Zu säumen am Seestrand saßen sie nieder,
Des Südens Kinder, spannen köstliches Linnen.

Wieland und seine Brüder nahmen sie zu sich und machten sie zu ihren Frauen. Aber nach neun Wintern zog es die Mädchen fort: das Verlangen, Schlachten zu wecken, war in ihnen stärker als die Liebe. Doch Wieland sehnte sich noch lange nach seinem lichten Weibe.

Die Neigung zu dem geliebten Helden konnte zum Konflikt mit der eigenen Sippe führen. Da war oft die Liebe der Frau zu ihrem Gatten größer als das Gefühl der Sippenverbundenheit. Hild, die Tochter König Högnis, war von dem jungen, kühnen König Hedin geraubt worden. Als Högni den Räuber verfolgte und es

[1] Gjuki ist der Vater Gudruns.

zum Treffen kommen sollte, da bot Hild dem erzürnten und in seiner Ehre gekränkten Vater einen Vergleich an, und auch Hedin wollte die Versöhnung. Högni aber rüstete zur Schlacht. Sie kämpften den ganzen Tag, und als es Nacht war, ging Hild zu den Gefallenen und weckte sie durch Zauberlieder wieder auf, damit die Schlacht am andern Tag wieder erneuert werden könne. Solche Liebe hatte sie zu ihrem Gatten, daß sie ihrem Vater nicht den Sieg über ihn gönnte. Auch diese Gattenliebe ist mit Stolz und Heldensinn gepaart: sie gilt dem besten Helden, dem kühnsten Mann!

Ähnlich wie Hild erging es Sigrun. Sie half als Kampfjungfrau dem jungen Königssohn Helgi in einem Rachekampf und sie erkannte, daß er der tapferste und hehrste aller Helden war. Ihr Vater verlobte sie mit einem Fürsten Hödbrodd. Sie aber wollte die Verlobung nicht anerkennen und suchte Helgi auf:

Den frohen Fürsten fand da Sigrun,
Sie hielt Helgis Hand in der ihren;
Sie küßte und grüßte den König im Helm:
Liebe zum Weibe erwachte ihm da.

Helgi mußte da um Sigrun kämpfen und er zog mit einer großen Flotte gegen Hödbrodd, der mit Sigruns Vater und ihren Brüdern verbündet war. Helgi siegte, und alle Fürsten auf Hödbrodds Seite fielen, nur Dag, einer von Sigruns Brüdern, blieb am Leben. Er schwur Helgi die Treueide. Helgi vermählte sich mit Sigrun. Dag aber sann auf Rache. Er brach seinen Treueid und durchbohrte Helgi mit einem Speer. Der Schwester brachte er selbst diese Kunde: „Böse Botschaft bring ich dir zagend, gezwungen schuf ich der Schwester Weh...“ Sigrun war völlig außer sich und verfluchte den Bruder für seine Tat. Die Buße, die er ihr bot, wies sie ab. Es gab nichts in der Welt, was ihren Schmerz lindern konnte:

Nicht sitz ich selig zu Sewaberg,
Nicht früh noch spät freut mich das Leben,
Flammt nicht im Licht des Fürsten Schar,
Trägt nicht den König sein Kampfroß heim,
Das goldgezäumte, ich grüßte ihn froh.

Trauernd preist sie Helgi, der seine Feinde in Furcht versetzt hatte, wie der Wolf die Geißen erschreckt; wie der Hirsch morgens über alles Wild das glänzende Geweih erhebt, so ragte Helgi aus der Helden Schar.

Eines Abends ging Sigruns Magd an Helgis Grabhügel vorbei, und da sah sie, wie Helgi zum Hügel ritt. Sein ganzes Gefolge war bei ihm. Sie eilte nach Hause und erzählte es Sigrun. Da lief Sigrun zum Hügel und begrüßte froh den toten König. Sie sah seine Wunden und ergriff seine kalten Hände: „Wie soll ich, Herrscher, dir heilen das Leid?“ Helgi antwortete ihr, daß es ihre kummerschweren Tränen seien, die ihm jeden Abend blutig und kalt auf die Brust fielen. Sigrun bot ihm ein Trinkhorn dar. Dann bereitete sie ihr Lager im Hügel. Da sprach Helgi:

Nun will ich nichts unmöglich nennen,
Nicht jetzt noch je, du junge Fürstin:
Dem leblosen liegst du im Arm,
Hehre, im Hügel, Högnis Tochter,
Und lebst dennoch, du lichte Maid.

Als der Morgen graute, stand Helgi auf und ritt die „rötlichen Pfade“ nach Walhall zurück. Sigrun wartete am nächsten Abend vergebens auf ihn.

Gekommen wäre, wollt er kommen,
Nun Sigmunds Sohn aus Odins Saale.
Hoffnung auf Helgis Heimkehr dunkelt:
Schon sitzen Aare im Eschengezweig,
Es treibt das Volk dem Traumland zu.

Sigrun lebte nicht mehr lange nach Helgis Tod. Es heißt, daß sie vor Leid und Kummer gestorben sei.

Die dänische Heldensage erzählt von der großen Liebe der Königstochter Signe zu dem Helden Hagbard. Hagbard war mit Signes Vater Sigar tödlich verfeindet, weil er des Königs Söhne erschlagen hatte. Aber er liebte Signe, und sie erwiderte seine Liebe. Ansehnliche Fürsten hatte sie schon um seinetwillen verschmäht. Nicht Schönheit und Reichtum konnten sie locken, die Tapferkeit

war es, die den Mann auszeichnen mußte. So zog sie Hagbard, den großen Kriegshelden, von dessen tapferen Taten die Nachwelt noch lange reden würde, allen anderen vor. Der Streit der Sippen trennte die beiden Liebenden. Doch Hagbard schlich sich heimlich zu Signe, und sie bekannten leidenschaftlich und froh einander ihre Liebe. Signe schwur, daß sie, welcher Tod ihn auch treffen würde, ihm immer treu folgen wolle. Eine falsche Dienerin verriet das Paar. Der König ließ Hagbard fesseln und verurteilte ihn zum Tode. Als er zum Galgen geführt wurde, trat die alte Königin heran und reichte ihm höhnisch den Abschiedstrunk; sie konnte noch nicht ahnen, daß Hagbard, der ihre beiden Söhne erschlagen hatte, ihr nun auch noch Signe entreißen würde und daß sie hinfort kinderlos sein würde. Hagbard aber ging mit dieser Gewißheit froh in den Tod. Als er an den Galgen trat, sah er helle Flammen auflodern. Signe hatte ihre Halle angezündet und verbrannte mit ihren Dienerinnen. Da triumphierte Hagbard über den Tod: nun brauchte er nicht mehr elendiglich und allein die Fahrt in die Unterwelt anzutreten, mit Signe zusammen würde er im Reiche der Hel fortleben. Die Liebe hatte dem Tod getrotzt, nun war sie unvergänglich.

Um der Liebe willen wagte Hagbard sein Leben, und Signe folgte ihm aus Liebe treu und tapfer in den Tod. Neben das mächtige, harte Ehrgebot ist die Allmacht der Liebe getreten. Die heldischen Tugenden Mut, Tapferkeit und Treue werden auch in ihren Dienst gestellt. Helden kämpfen um den Besitz der begehrten Frau, und die Frauen tragen Leid im Herzen, wenn der Geliebte den Tod findet.

Ein König Yngwi herrschte in Schweden. Seine Tochter war die schöne Ingibjörg. Um sie warb ein wilder Kämpe. Hjalmar, ein junger Gefolgsmann des Königs, machte ihm die Werbung streitig. Da wurde ein Zweikampf verabredet: der Sieger sollte das Mädchen haben. In diesem Kampf siegte Hjalmar, aber er wurde selbst tödlich verwundet. Da bat er sterbend seinen Waffenbruder Odd:

> Bring zum Zeichen — ich bitte dich —
> Helm und Brünne zum Hofe des Königs!

Das Herz wird stocken der Herrschertochter,
Sieht sie zerhauen des Harnischs Brust.

Zieh den roten Ring von der Hand mir;
Bring ihn der jungen Ingibjörg.
Harm im Herzen wird ihr haften,
Daß wir uns nimmer wiedersehen.

Odd brachte den toten Hjalmar heim. „Aber dann ging er dorthin, wo Ingibjörg saß und für Hjalmar ein Hemd nähte. ‚Hier ist der Ring,' sagte er, ‚den Hjalmar dir an seinem Todestag sandte und mit ihm seinen Gruß!' Sie nahm den Ring in Empfang, sah ihn an, sagte aber kein Wort. Dann neigte sie sich zurück an die Stuhllehne und war tot." Odd trug Ingibjörg hinaus vor die Halle und legte sie in des toten Hjalmar Arme.

Was hat Ingibjörg noch mit der wölsischen Signy gemeinsam, für die die Sippentreue der höchste Wert gewesen ist, und die der harten Pflicht der Blutrache ihr ganzes Leben geopfert hat? Was verbindet Ingibjörg mit Gudrun oder Brynhild, die beide unbeugsam und willensstark ihr heldisches Schicksal erfüllt haben? Selbst der trotzig-wilde, leidenschaftliche Liebestod der dänischen Signe hätte der sanften Ingibjörg fern gelegen. Die alten heldischen Tugenden, die noch für Hild und Sigrun selbst wirkliche Werte neben der Gattenliebe gewesen sind, haben für Ingibjörg ihre Bedeutung verloren. Für diese Frau ist die Liebe alles, das höchste Gefühl, dem sie sich ganz hingegeben hat. Beim Tod des Geliebten erlischt ihr Leben so still und selbstverständlich wie eine Kerze, der die Luft entzogen wird.

Dieser Wandel im Frauentum ist bezeichnend für das ganz andere Fühlen, das wach geworden ist. Die Kraft des alten Heldentums war der stahlhart gespannte Wille zum bedingungslosen Einsatz der Person gewesen. Jetzt verlangt auch das Gefühl sein Recht. So kommt es, daß die Liebe als eine schicksalhafte Macht im Leben der Menschen erkannt wird. Vor allem im Leben der Frauen; denn die Frauen — das sieht man jetzt erst — lassen sich viel mehr vom Gefühl leiten als die Männer. Diese ganz neue Problematik bemächtigt sich auch der alten Stoffe und formt sie

um. Jetzt kann es heißen: „Seiner Liebe lebt ein jeder". Der Sinn der alten Heldendichtung aber war gewesen: seiner Ehre lebt ein jeder! So wird Brynhilds Verhalten in einem ganz anderen Lichte gesehen: nicht das beleidigte Ehrgefühl, sondern gekränkte Liebe und Eifersucht trieben sie zum Handeln. Die neue, weichere Stimmung läßt gerade die Frauengeschicke der alten Heldenzeit doppelt schwer erscheinen. Wieviel Gram und Leid mußte ein fühlendes Frauenherz wie das Signys erduldet haben, und wie mußte die Frau und Mutter Gudrun innerlich gelitten haben! Die strenge Größe ihres Heldenschicksals wird nicht mehr verstanden. Tiefes Weh und schweres Unglück hat diese Frauen getroffen. Ist es ein Wunder, daß den, der nun die alten, düsteren Geschichten erzählt, Schwermut und Weltschmerz ergreift?

Männer und Frauen müssen lange
Zu Last und Leid im Leben weilen...

Die Frauen der altnordischen Saga

Die altnordischen Prosaerzählungen sind wohl die eigenartigste Schöpfung des Germanentums. Wir finden sie vor allem auf Island, wo das staatliche und kulturelle Leben sich besonders günstig entwickeln konnte. Es waren die kraftvollsten Persönlichkeiten gewesen, die Ende des neunten Jahrhunderts nach Island gezogen waren, zumeist, weil sie den Zwang des Einkönigtums in Norwegen nicht ertragen wollten. Die stolzen, freiheitliebenden Menschen gründeten auf der fernen Insel einen Freistaat, der im wesentlichen durch die Bindung an die Ehrgesetze des altgermanischen Kriegertums seinen inneren Halt hatte. Es war ein besonders glücklicher Umstand, daß die abgelegene Lage Islands die neuen Siedler nicht dazu verleitete, die Beziehung zu den übrigen Ländern, vor allem zu dem Mutterland, abzubrechen. Die Lust am Seefahren lag ihnen im Blute. Immer wieder trieb es sie hinaus auf die See zu weiter, kühner Fahrt. Das hielt sie wach. Sie lernten fremde Länder kennen, und sie vergaßen die alte Heimat nicht. So war ihr Leben reich und bewegt. Der ständige Kampf mit dem Meer stählte ihre Lebenskraft. Das Gefühl, unabhängig

und kraftvoll zu sein, gab diesen Menschen ein stolzes Selbstbewußtsein. Sie erlebten ihr eigenes Dasein als einen Wert. Dieses Dasein schildern die Sagas.

Die allgemeine Stellung der Frau

Zum erstenmal ergibt sich jetzt die Gelegenheit, die allgemeine Stellung der Frau zusammenfassend zu beurteilen. Die südgermanischen Quellen boten zu wenig Stoff, da sie entweder nur einzelne Züge des Frauenlebens gaben oder aber nur von hochgestellten Frauen berichteten, die jedenfalls Ausnahmen waren. Die nordische Götter- und Heldendichtung als idealisierte Abbilder des wirklichen Lebens schalteten einen solchen Überblick ebenfalls aus. Erst die Sagas gestatten ihn.

Die Lebensformen entsprachen dem Kriegerdasein. Auch in dem Großbauernmilieu Islands. Ob Bauer, Seefahrer oder Kaufmann, jeder freie Mann war zugleich Krieger. Wer sein Recht nicht mit der Faust durchzusetzen imstande war, brauchte es erst gar nicht zu fordern. Unmündige und Wehrunfähige hatten einen wehrfähigen Vormund nötig, der für sie eintrat. Die Frauen galten nicht als wehrfähig, sie waren also immer abhängig von einem Vormund. Die Vormundschaft stand bis zu der Verheiratung dem Sippenoberhaupt zu, dann übernahm der Ehemann sie. Mit der Verlobung wurde die Übergabe der Frau von einer Vormundschaft in die andere verabredet, mit der Hochzeit wurde sie vollzogen. Der Vormund der Frau war ihr rechtlicher Vertreter nach außen, er forderte und haftete für sie. Wie die verschiedenen Volksgesetze es bezeugen, hatte er grundsätzlich das Tötungs-, Züchtigungs- und Scheidungsrecht über die Frau. Schon Tacitus bestätigt dies. So scheint die Frau der Willkür des Mannes restlos preisgegeben zu sein. Sie erscheint in ihrer Rechtlosigkeit und Machtlosigkeit wie versklavt, und tatsächlich ist die Meinung, die altgermanische Frau sei eine Sklavin ihres Mannes gewesen, oft vertreten worden. Aber diese Auffassung übersieht nicht nur die tiefe Kluft, die immer die starre juristische Theorie von der lebensvollen Gesittung trennt, sie beurteilt nicht einmal die juristische Grundlage richtig. Denn diese Rechte über die Frau stehen dem

Vormund nur bei besonderen Vorkommnissen zu: etwa bei Ehebruch oder Verbrechertum der Frau; sie geben dem Manne nicht eine willkürliche, sondern eine richterliche Befugnis. Übrigens wurden im Norden diese Rechte des Mannes durch die Sitte bald fast gänzlich außer Kraft gesetzt. Die Rechtlosigkeit der Frau ist gleichzeitig für den Vormund eine Verpflichtung. Er übernimmt volle Verantwortung für sie, tritt überall für sie ein und muß sie schützen. Dieses Recht auf Schutz genießt die Frau allgemein. Bei Überfällen wird den Frauen freier Abzug gewährt. Es gilt ausnahmslos als schimpflich, eine Frau auch nur zu schlagen oder gar sie zu verwunden. Ein ungeheuerliches Verbrechen ist es, sie zu töten. Selbst wenn eine Frau zur Waffe greift, wehrt man sie nur ab, aber hütet sich dabei, sie zu verletzen. Dieser erhöhte Schutz der Frau kommt in einigen südgermanischen Gesetzen dadurch zum Ausdruck, daß sie für den Totschlag an einer Frau das doppelte, einmal sogar das dreifache Wergeld festsetzen.

Die Frau hatte also trotz ihrer Unmündigkeit eine im hohen Maße gesicherte Stellung. Unter Schutz und Vormundschaft des Mannes war ihr die Möglichkeit gegeben, ihren Persönlichkeitswert frei zu entfalten, wenn sie es verstand, sich durchzusetzen. Und die altgermanischen Frauen verstanden das meistens! Das Recht hatte die Frau zu einer Sache gemacht und erklärt, sie sei das Eigentum des Mannes. Die Sitte verschaffte der Frau volle Anerkennung ihrer Person. Statt einer entrechteten Sklavin steht die geachtete und geschützte Genossin des Mannes, statt der Magd die freie Bäuerin und Hausfrau vor uns.

Das Leben der Frauen spielte sich in den festen Bindungen der Sippen- und Ehegemeinschaft ab. Bindungen, die über die Grenzen dieser natürlichen Lebensverbände hinausgehen und die etwa der Blutsbrüderschaft oder dem Gefolgschaftstreubund entsprechen, gab es für die Frauen nicht. Auch Einzelgängerin war die Frau nie. Das Schicksal der Ächter, die aus der Gemeinschaft ausgestoßen wurden, konnte sie nicht treffen, und ein freiwilliges Einsiedlertum war in der damaligen Zeit undenkbar. Das gab es erst, als das Christentum größeren Einfluß gewann. Aber auch noch in anderer Beziehung war der Lebenskreis der Frauen begrenzter

als der des Mannes. Die Frau war nicht Krieger, sie war nicht Seefahrer. Nur ausnahmsweise kämpfte sie (dann sehr tapfer!), nur ausnahmsweise nahm sie an abenteuerlichen Seefahrten selbständig teil. Auch von der unmittelbaren Beteiligung am öffentlichen Leben war sie ausgeschlossen. Ihr Bereich war das Haus; ihr Amt war es, für die Kinder und Alten zu sorgen und den festen Wohnsitz zu verwalten, wenn den Mann Seefahrt oder kriegerische Händel von Haus fern hielten. Aber diese Begrenzung des Lebenskreises hatte keine Verengung des Blickfeldes zur Folge gehabt. Die Frau erhielt nicht nur den Bestand der Sippe, sie wachte auch ständig darüber, daß das Sippenbewußtsein lebendig blieb, daß die Ehre der Sippe gewahrt wurde. Darum ging sie alles an, was sich um sie herum ereignete. Hellhörig und wach paßte sie auf, ob Gefahr drohte. Sie stand mitten im Leben ihrer Zeit und fühlte sich ihm eng verbunden. Diese Lebensverbundenheit ist ein besonderes Kennzeichen des altnordischen Frauentums. Es soll unsere Aufgabe sein, Begrenzung und Entfaltung dieses Frauentums kennenzulernen.

Frauenberufe

In der Ausübung bestimmter Berufe hatte die Frau wie der Mann völlige Freiheit. So wird berichtet, daß auch Frauen priesterliche Handlungen vornahmen. „Eine Frau hieß Steinvör, sie war Tempelpriesterin und verwaltete den Haupttempel. Dorthin sollten alle Bauern den Tempelzoll zahlen.“ Frauen traten auch für den Glauben der Väter ein, als das Christentum auf Island gepredigt wurde. Es wird erzählt, daß gegen den Missionar Thangbrand eine Frau auftrat, die eine lange Rede über das Heidentum hielt und darüber, daß Thors Macht größer sei als die des sanften, weißen Christ. Aber die Quellen sind religiösen Dingen gegenüber sehr zurückhaltend, und so werden auch Priesterinnen nur sehr selten erwähnt.

Dagegen ist häufig von Seherinnen die Rede. Es ist auch hier im Norden so, daß prophetische Kräfte eher Frauen als Männern zugeschrieben wurden. Wir erinnern uns an die Rolle, die die Seherinnen bei den Südgermanen spielten. Die Seherinnen genossen meist großes Ansehen und unbedingten Glauben. Diese oder

jene Ungläubigkeit wurde immer durch die Tatsachen widerlegt. Jeder hütete sich, den Zorn dieser Frauen zu erregen: sie konnten leicht ein böses Wort aussprechen, und das hatte dann bindende Kraft. So wurden sie höflich und zuvorkommend behandelt, und überall, wohin sie kamen, wurde ihnen ein ehrenvoller Empfang bereitet. Mit geheimnisvollen Mitteln erforschten sie die Zukunft. Als der große Gauhäuptling Gudmund seine heidnische Freundin, die Seherin Thorhild, fragte, ob für den Totschlag an Thorkel Unband — Gudmund war sehr daran beteiligt gewesen — Rache verübt würde, da gab sie ihm auf folgende Weise Antwort: „Thorhild war draußen, sie hatte ihren Rock in die Hosen gesteckt, hatte einen Helm auf dem Kopf und eine Axt in der Hand. Da sagte sie: ‚Komm jetzt mit mir, Gudmund!' Sie ging hinunter zur Föhrde, und sie nahm sich dabei sehr stattlich aus. Sie watete hinaus auf die Furten und schlug mit der Axt in die See. Dem Gudmund schien da keine Veränderung vor sich zu gehn. Darauf kam sie zurück und sagte: ‚Ich glaube nicht, daß sich jemand finden wird, Blutrache an dir zu verüben. Du wirst dir dein Ansehen erhalten können.' Gudmund sagte: ‚Nun möchte ich, du erprobtest, ob meine Söhne ihr entgehen werden.' Darauf watete sie hinaus auf die Furten und schlug abermals in die See, da entstand ein großer Lärm, und die See wurde ganz blutig. Da sprach sie: ‚Ich glaube, Gudmund, daß es einem deiner Söhne schwer fallen wird, davonzukommen; doch nun will ich mir nicht öfter diese Mühe machen, denn das kostet mich keineswegs wenig ....'" Oft ist die Gabe des Voraussehens alten Mägden und Ammen eigen. Sie warnen vorsorglich und bekümmert, wenn sie Unheil voraussehen. Die jungen Leute schlagen dann wohl die Warnung in den Wind: was soll aus zahnlosem Munde kommen außer törichtem Geschwätz? und rennen ins Unglück.

Von zauberkundigen Frauen wird ebenfalls viel erzählt. Ihre geheimnisvolle Zauberkraft brauchten sie für gute und für böse Dinge. Sie zauberten Unwetter, um die herankommenden Feinde zu hemmen; sie täuschten die Sinne, so daß der Verfolger einen Spinnrocken, einen Haufen Lumpen oder einen Ziegenbock statt des gesuchten Feindes sah. Sie machten durch ihren Blick Schwert-

klingen stumpf und verzauberten Holzklötze, daß sie giftig und todbringend wirkten.

Eine große Rolle spielte die Ausübung der Heilkunst durch Frauen. Auch dieses Können war bisweilen mit magischen Kräften verbunden. So leisteten Frauen als Ärztinnen den Verwundeten Hilfe, verbanden die Wunden und pflegten die Genesenden.

Die ärztliche Kunst der Frau kann ihrem eigenen Manne ungelegen kommen, nämlich dann, wenn sie seinem Gegner hilft. „Es wird erzählt, daß Halldora, Glums Frau, die Frauen zu sich rief ;— wir wollen die Wunden der Leute verbinden, für die noch Hoffnung auf Leben ist, aus welcher Schar sie auch sein mögen.' Als sie hinkam, da fiel gerade Thorarin durch Mar. Die Achsel war ihm abgeschlagen, so daß die Lungen aus der Wunde drangen. Halldora verband seine Wunde und saß bei ihm bis zum Ende des Kampfes. Als die Männer heimgekommen waren, da sagte Glum zu Halldora: ‚Unsere Fahrt würde heute gut gewesen sein, wenn du daheim geblieben wärest. Dann wäre Thorarin nicht mit dem Leben davon gekommen...'"

Im allgemeinen konnten die Frauen diese Berufe ungehindert ausüben. Die besondere Befähigung der Frau als Zauberin, Seherin und Ärztin wurde im Norden wie überall in der germanischen Welt voll anerkannt. Freilich, wenn die Frauen sich in böswilligen Hexereien versuchten, dann wurde gegen sie eingeschritten. Das hob sogar die Unverletzbarkeit der Frau auf. Aus dem Rahmen der Familiengebundenheit führten diese Berufe die Frauen jedoch nicht heraus.

Die Selbständigkeit der Witwen

Die Sippengebundenheit der Frau nach außen hin konnte sich in einem Falle weitgehend lockern, so daß die Frau fast die selbständige Stellung des Mannes erreichte, nämlich dann, wenn sie, als Witwe zurückgelassen, so mächtig war, daß sie des Schutzes ihrer eigenen Sippe nicht mehr bedurfte. Es gab freilich auch Witwen, die von ihrer Sippe aus irgendeinem Grunde nicht geschützt werden konnten und die dann von mächtigen Nachbarn so bedrängt wurden, daß sie Haus und Hof im Stich lassen mußten.

Gelang es aber einer Witwe, sich und ihre Hausgenossenschaft zu halten und mit Hilfe ihrer Unfreien zu verteidigen, dann hatte sie eine angesehene und selbständige Stellung, die ihr so leicht niemand streitig zu machen wagte. Da war eine Frau gewesen, die friedlosen Männern Unterschlupf bot und die die Verfolger täuschte und abwehren ließ. Eine andere Witwe bot einem Manne, der seinen Feinden entgegenritt, Zelte und Mannschaften an. Das Landnahmebuch, das die Besiedlungsgeschichte Islands beschreibt, kennt eine ganze Reihe von mächtigen Witwen, die von Norwegen nach Island kamen und dort selbständig Land nahmen. Sie gaben auch Land weiter an ihre Freigelassenen und Verwandten, ganz wie die Großbauern es zu tun pflegten. Von der Großzügigkeit dieser Frauen wird manch bezeichnender Zug erzählt. „Steinunn die Alte, die Verwandte Ingolfs, fuhr nach Island und war den ersten Winter bei Ingolf; er bot ihr ganz Rosmhvalsnes draußen vor Hvassahraun an, aber sie gab ihm dafür einen fleckigen Mantel und wollte das einen Kauf nennen; sie glaubte sich dann gesicherter gegen Einsprüche." „Geirrid sparte den Leuten gegenüber nicht mit Essen. Sie ließ ihr Haus quer über die Straße bauen. Sie saß auf einem Stuhl und lud draußen Gäste ein, drinnen aber stand immer ein Tisch und Essen darauf."

Eine auffallende Erscheinung unter diesen Frauen war Unn die sehr Kluge. Sie genoß tatsächlich das Ansehen eines Sippenoberhauptes. Ihr Mann Olaf der Weiße war ein Heerkönig gewesen; er hatte sich Land bei Dublin in Irland erobert und war da seßhaft geworden. Ihr Sohn war Thorstein der Rote. Olaf fiel in einer Schlacht. Unn zog mit Thorstein nach den Hebriden. Aber Thorstein wurde bald durch den Verrat der Schotten getötet. Da ließ Unn heimlich ein Schiff bauen; denn sie fürchtete, daß sie allein die Herrschaft auf den Hebriden nicht würde halten können. So rüstete sie sich zur Fahrt nach Island, wohin ihre Brüder gezogen waren. Unterwegs verheiratete sie auf den Orkneyinseln und auf den Färöern zwei ihrer Enkelinnen. Auf Island ging sie zu ihrem Bruder Helgi, der „lud sie mit der Hälfte ihrer Leute ein, aber ihr schien das schlecht geboten, und sie sagte, er würde immer ein armseliger Kerl bleiben. Dann ging sie nach Westen in den Breitfjord

zu ihrem Bruder Björn; der kam ihr mit seinem Hausgesinde entgegen; er kannte den stolzen Sinn seiner Schwester wohl und lud sie mit allen ihren Leuten ein, und das nahm sie an." Im Frühjahr darauf suchte sie sich Land aus und gab auch großzügig Land an ihre Gefolgsleute. Sie verheiratete auf Island noch mehrere Enkelinnen. Mit ihrem Lieblingsenkel Olaf aber wohnte sie zusammen und nannte ihn ihren Erben. Als sie sich alt werden fühlte, veranlaßte sie Olaf zu heiraten; die Hochzeit wollte sie noch ausrüsten. Es kamen da viele Leute zusammen; „damals setzte ihr das Alter schon sehr zu, so daß sie nicht vor Mittag aufstand und sich zeitig niederlegte. Keinem erlaubte sie, sich Rat bei ihr zu holen von der Zeit an, wenn sie abends schlafen ging, bis zu der Zeit, wenn sie wieder angekleidet war. Zornig antwortete sie, wenn man sie nach ihrem Befinden fragte." Sie empfing bei der Hochzeit noch alle Verwandten und Freunde selbst. Dann setzte sie Olaf feierlich vor Zeugen zu ihrem Erben ein. Darauf bat sie die andern, sich zu vergnügen, und ging selbst in ihre Kammer. „Die Leute aber sagten, daß sie hoch und von kräftigem Körperbau gewesen sei. Sie ging schnell durch den Saal. Alle fanden, daß sie noch eine stattliche Frau sei." Am nächsten Morgen fand Olaf sie aufrecht sitzend tot im Bett. „Olaf ging danach in den Saal und erzählte es; es schien allen bewundernswert, wie Unn bis zu ihrem Todestag ihr Ansehen bewahrt hatte." Daß eine solche Frau Hochachtung und Anerkennung fand, ist begreiflich!

Wie Unn auf Island, so haben in Norwegen und Schweden Königswitwen einen großen Einfluß gehabt und auch politisch sich betätigt. Diese Frauen konnten einen gefährlichen Ehrgeiz entwickeln und scheuten oft vor schlimmen Taten nicht zurück. Eine schwedische Königswitwe, die jung und schön war, ließ zwei Bewerber um ihre Hand mit dem Gefolge in der Halle verbrennen; sie antwortete, als sie gefragt wurde, warum sie das getan hätte, daß sie es den Kleinkönigen ein für allemal hätte verleiden wollen, um sie anzuhalten. Seitdem wurde sie Sigrid die Stolze genannt. Von Gunnhild, der Mutter der Eirikssöhne, wurden alle möglichen Untaten erzählt, und es hieß sogar, daß sie ein gefährliches Zauberweib gewesen sei. Jedenfalls hatte sie mit großer Energie

nach dem Tode ihres Gatten die Stellung ihrer Söhne zu stützen versucht und nach außen und innen befestigen helfen. Doch lief ihre Politik unglücklich aus, und sie mußte schließlich mit ihren Söhnen aus Norwegen weichen.

Werbung, Verlobung, Hochzeit

Ehe und Mutterschaft standen von jeher im Mittelpunkt des Frauenlebens. Davon machte auch das altgermanische Frauenleben keine Ausnahme. Wenn wir das Menschentum dieser Frauen verstehen wollen, müssen wir sie in ihrem Verhalten als Gattin und Mutter beobachten.

Von den Frauen vor ihrer Verheiratung ist wenig die Rede. Sie lebten in dem Hause des Vaters oder des Ziehvaters und genossen da eine ziemliche Freiheit. Sie nahmen an Ritten zum Dingplatz oder zum Kaufplatz mit teil, wie die verheirateten Frauen es auch taten. Sie waren bei den großen Geselligkeiten anwesend, sie schenkten den Gästen ein und trugen auf. Gelegentlich war paarweises Sitzen angeordnet; dann wurde „bunte Reihe“ gemacht und durch Lose entschieden, welches Paar zusammensitzen sollte. Die jungen Mädchen sahen beim Ballspiel und den andern Wettspielen der Jungmannen zu. Gelegentlich spielten sie auch wohl mit einem jungen Freund Schach. Wenn so der Verkehr zwischen männlicher und weiblicher Jugend unbefangen und zwanglos war, so hatte er doch seine festen Grenzen. Ein Mann durfte nicht so ohne weiteres Bekanntschaft mit einem Mädchen pflegen, wenn er nicht die Absicht hatte, um dies Mädchen bald zu werben. Es war unbedingt ein Sittenverstoß, der schwer geahndet wurde, wenn ein Mädchen ins Gerede kam oder gar verführt wurde. Ein angesehener Häuptling weigerte sich einmal, seine Tochter dem Bewerber zu geben, weil dieser sich vor der Werbung schon so viel um das Mädchen gekümmert hatte, daß die Leute darüber redeten. Sogar Liebeslieder waren streng verboten, weil sie das Mädchen bloßstellen oder gar einen Liebeszauber ausüben konnten.

Den Ausschlag bei der Werbung gab in den wenigsten Fällen die besondere Neigung. Die Ansicht „die oder keine“ war so gut wie unbekannt. Die zukünftigen Ehegatten kannten sich vor der

Verlobung oft noch gar nicht. Bei weitem am häufigsten war der Wunsch nach einer bestimmten Sippenverbindung ausschlaggebend. Durch die Heirat gewann man Einfluß, Ansehen und auch Reichtum. Die Sippe, in die hinein man heiratete, war zur Unterstützung bei Fehden und Rechtshändeln verpflichtet. Auch das spielte eine große Rolle.

Die Werbung führte zur Verlobung, und diese leitete die Eheschließung ein. Die Bedingungen des jeweiligen Ehevertrages wurden festgelegt. Der Bewerber kam mit seinem Vater, Bruder oder irgendeinem angesehenen Manne seiner Verwandtschaft oder Bekanntschaft zu dem gesetzlichen Vertreter des Mädchens. Der Begleiter brachte meistens die Bewerbung vor und befürwortete sie. Seltener kam der Bewerber allein. Manchmal kam er auch gar nicht selbst, sondern schickte nur seinen Freiwerber. Der Vormund des Mädchens hatte zu entscheiden. Das Einverständnis des Mädchens war nicht unbedingt erforderlich, wurde jedoch meistens eingeholt. In späterer Zeit war es sogar gesetzliche Vorschrift. Übrigens war es auf alle Fälle klüger, das Mädchen vorher zu fragen; denn fehlte ihr Einverständnis, so mußte man darauf gefaßt sein, daß durch ihren Trotz die Ehe unglücklich wurde und daß dadurch ihrer Sippe große Schwierigkeiten erwachsen konnten. Davor hütete man sich wohlweislich. Waren sich die Parteien einig, daß die Verbindung stattfinden sollte, so wurde der Termin der Hochzeit bestimmt und abgemacht, wer die Hochzeit auszurüsten habe; vor allem aber wurde das sogenannte „Wittum", das der Mann zu zahlen hatte, und die Mitgift, die das Mädchen mitbekam, festgesetzt. Beides, die Mitgift und das Wittum, gehörten der Frau und kamen ihr bei Verwitwung oder Scheidung zu; der Mann hatte so lange nur das Verwaltungsrecht darüber. Ob dieser Form der Vertragsehe ursprünglich eine Kaufehe zugrunde gelegen hat, läßt sich aus den Quellen nicht mehr einwandfrei feststellen. Der Ausdruck „eine Frau kaufen" ließe diese Vermutung zu. Abweichungen von dieser Form der Eheschließung kamen kaum vor. Frauenraub und gewaltsame Entführung wurden nicht als rechtsgültige Eheschließung angesehen. Die wilden Bewerbungen der Wikinger und Berserker sind romantische Zutat und dürften

kaum der Wirklichkeit entsprochen haben. Immerhin können diese Berichte einen älteren Zustand widerspiegeln.

Die Abweisung der Werbung galt als Beleidigung und war ein Grund zu Streitigkeiten. Einem anderen Manne aber durch Lüge oder List die Braut fortzunehmen und sie zu heiraten, führte zu tödlicher, durch keinen Vergleich zu überwindender Feindschaft und zu großen Sippenkonflikten.

Die Hochzeit war gewöhnlich ein großes Fest, zu dem viele Leute eingeladen waren. Sie dauerte oft mehrere Tage. Es ging hoch dabei her: gehörte es doch zu dem Stolz des isländischen Großbauern, eine möglichst reiche Gastlichkeit zu zeigen. Übrigens war es nicht immer der Brautvater, der die Hochzeit zurüstete. Bisweilen bestand der Bräutigam darauf, dies zu tun. Diese Feste waren Höhepunkte des geselligen Lebens. Unterhaltungen aller Art, Spiele und Erzählungen von Reisen und großen Taten verkürzten dabei die Zeit. Versöhnungen wurden angebahnt, Bekanntschaften und Verbindungen geschlossen. Aber es entstanden bei diesen Festen auch Rangstreitigkeiten und Meinungsverschiedenheiten, die schlimme Folgen haben konnten.

Von diesem Tage an stand die Frau unter dem Schutz und der Vormundschaft ihres Mannes. Wenn sie auch mit ihrer Sippe in enger Verbindung blieb, so rückte doch jetzt die eheliche Gemeinschaft und der damit verbundene Aufgabenkreis in den Vordergrund.

Die Hausfrau

Die häusliche Wirtschaftsführung war das eigentliche Arbeitsfeld der Frau. Hier waltete sie meistens unumschränkt und selbständig. Sie sorgte für die Kleidung und die Essenszubereitung. Sie beaufsichtigte das Gesinde, ja, bisweilen stellte sie sogar selbst Gesinde an und regelte die Löhnung. Es wird selten berichtet, daß der Mann sich um die häusliche Wirtschaftsführung bekümmerte. Er mußte, wenn er sich einmal einmischen wollte, auf eine scharfe Zurechtweisung gefaßt sein: „Es ist nicht Männersache, sich darum zu kümmern." Übrigens wußten die Männer auch, daß sie ihren Frauen die häusliche Wirtschaft anvertrauen konnten; denn im allgemeinen waren die Frauen tüchtig und zuverlässig, wenn auch

oft sehr großzügig in ihrer Freigiebigkeit. Wirtschaftliche Unfähigkeit und Verschwendungssucht fehlten nicht, waren aber selten. Die Frauen schafften tätig mit, nicht als Magd, sondern als Leiterin der Innenwirtschaft. Die grobe Arbeit leisteten die Unfreien. Die bäuerliche Außenwirtschaft, Fischfang und Jagd besorgten die Männer. Leider erzählen die Quellen wenig von der hausfräulichen Arbeit. Das gehörte in den ruhigen Gang des Alltags, und den stellen die Sagas meistens nicht dar.

Die Mutter

Daß „das Kind die Mutter ruft und die Mutter das Kind nährt", war natürlich und selbstverständlich, so selbstverständlich, daß diese enge Zusammengehörigkeit von Mutter und Kind kaum erwähnt zu werden brauchte. Die Darstellung mütterlicher Zärtlichkeit, etwa durch das rührende Bild der Mutter mit dem Kind an der Brust oder der Mutter an der Wiege des Kindes, lag ganz fern. Für solche weichen, mütterlichen Regungen zeigte die Zeit wenig Verständnis. Wir müssen uns daran erinnern, daß es damals noch erlaubt war, Kinder auszusetzen. Es ist schwer zu sagen, in welchem Umfange von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht worden ist. Sicher ist nur die Tatsache, daß die Aussetzung von kleinen Kindern vorkam und daß sie nicht als etwas Ungewöhnliches angesehen wurde. Auch südgermanische Quellen bestätigen das. Erst das Christentum schritt dagegen ein, und so wurde auch mit der Annahme des Christentums auf Island die Aussetzung der Kinder verboten. Wahrscheinlich ist, daß vorwiegend schwächliche Kinder ausgesetzt wurden. Vielleicht wurde auch gelegentlich der Frauenüberschuß durch die Aussetzung von kleinen Mädchen ausgeglichen. Was die Mütter dabei empfunden haben, wird uns mit keinem Worte gesagt. Weniger hart war für die Mutter die Sitte der Ziehkindschaft, die an sich eine ausgezeichnete Erziehungsmaßnahme war. Diese Sitte gehörte zu den Gemeinschaftsformen des damaligen Lebens; sie befestigte die Verbundenheit zwischen einzelnen Familien und Geschlechtern. Bisweilen wurden schon ganz kleine Kinder Freunden oder Verwandten zur Erziehung gegeben. Die Mütter scheinen sich durchweg gefügt zu haben; oft befür-

worteten sie selbst die Wahl der Zieheltern ihres Kindes. Übrigens hatten es die Ziehkinder meistens gut, und das Verhältnis zu Zieheltern und Ziehgeschwistern war gewöhnlich ein sehr inniges.

Andererseits sind ausgesprochene Herzlosigkeit und Härte der Mütter gegen ihre kleinen Kinder selten. Es ist durchaus eine Ausnahme, daß ein dreijähriger Knabe, der in kindlicher Ungeschicklichkeit den Schmuck seiner Mutter zerbrach, eine zornige Verwünschung zu hören bekam. Der Vater nahm seiner Frau diese Lieblosigkeit gegen das Kind sehr übel und schalt sie dafür. Seltsam berührt auch folgende Erzählung: Thurid, die Tochter eines angesehenen Großbauern, hatte trotz Abraten des Vaters den Norweger Geirmund geheiratet. Die Ehe lief unglücklich aus. Schließlich ging Geirmund fort und ließ Thurid und ihre kleine Tochter zurück, ohne sie mit Geld zu versorgen. Bei ihrem Vater fand Thurid keine Unterstützung gegen ihren Mann. Da mußte sie sich selbst Genugtuung verschaffen. Das Schiff, mit dem Geirmund fahren wollte, lag noch im Hafen. Thurid machte sich heimlich auf, nahm ihr kleines Mädchen mit und ging vor Sonnenaufgang an Bord, ohne daß es jemand merkte. Sie nahm dem schlafenden Geirmund sein kostbares Schwert fort und ließ das Kind bei den Männern zurück. Durch das Weinen des Kindes wurden die Männer wach. Geirmund vermißte sofort sein Schwert, sprang hoch und wollte, als er Thurid ans Land rudern sah, hinterher fahren. Aber sie hatte das Schiffsboot vorher anbohren lassen, so daß es nicht zu brauchen war. „Da rief Geirmund die Thurid an und bat sie, zurückzukommen und ihm das Schwert „Fußbeißer" wiederzubringen — ‚aber du nimm dein Kind und mit ihm soviel Geld, wie du willst!' Thurid sagte: ‚Scheint dir das besser zu sein, als dein Schwert nicht zu bekommen?' Geirmund antwortete: ‚Vieles andere Gut würde ich eher verlieren wollen, als dieses Schwert lassen.' Sie sagte: ‚Dann sollst du es niemals wiederbekommen; denn du hast dich in vielem unehrenhaft gegen uns benommen. Wir werden uns so trennen müssen.'" Sie überließ den Männern das Kind und behielt das Schwert. Das Schiff ging vor Norwegen unter, und die ganze Mannschaft kam dabei um. Thurids Verhalten wurde nicht als unmütterlich empfunden.

Der Vater war ebenso verpflichtet, für sein Kind zu sorgen, wie die Mutter. Und daß Thurid sich so entschlossen an dem untreuen Gatten rächte, fand nur Anerkennung. Der Erzähler sagt von ihr: „Thurid war eine kluge Frau, hohen Sinnes und von großer Tatkraft."

Es gibt aber auch Beispiele von großer, aufopferungsvoller Mutterliebe. Da wird von einer Mutter berichtet, der der Schmerz über die Erschlagung ihrer kleinen Söhne so zusetzte, daß sie den ganzen Winter über krank lag und schließlich starb.

Mit dem Sagaerzähler bewundern wir die Tat Helgas, der Frau des geächteten Hörd. Hörd und seine Kumpane waren erschlagen worden. Die Bauern beschlossen, um jeder Rache vorzubeugen, Hörds kleine Söhne am nächsten Morgen auch umzubringen. Helga durchschaute diese Pläne. Da sie auf einer Insel eingeschlossen war, gab es keinen andern Ausweg für sie, als hinüber aufs Land zu schwimmen. So warf sie sich in der Nacht ins Meer. Ihren vierjährigen Sohn hatte sie auf dem Rücken, und sie brachte ihn sicher ans Land. Dann wandte sie sich wieder um und schwamm ihrem achtjährigen ältesten Sohn entgegen, der sich kaum noch über Wasser halten konnte, und brachte auch ihn in Sicherheit. Darauf ging sie mit den beiden Kindern zu Hörds Schwester Thorbjörg. Diese war so bewegt über die Tat der Schwägerin, daß sie kein Wort sprechen konnte.

Doch mütterliche Neigung und Stolz galten vor allem den heranwachsenden Söhnen. In ihnen ist das Sippenbewußtsein schon voll entwickelt, und das gemeinsame Ideal der Ehre und Tapferkeit bindet Mutter und Sohn. Ausführlich wird in der norwegischen Königsgeschichte der Empfang geschildert, den die Königsmutter Asta ihrem aus der Fremde heimkehrenden Sohne Olaf zuteil werden ließ. Sie setzte dann auch alles daran, um ihren zweiten Mann, den Kleinkönig Sigurd, zu veranlassen, Olaf in seinen Thronansprüchen zu unterstützen. Sie bot dem Sohn auch ihre Unterstützung an. Dann sprach sie das stolze Wort: „Aber das wollte ich lieber, wenn darüber eine Wahl getroffen werden müßte, daß du Oberkönig über Norwegen würdest, auch wenn du dann nicht länger in deiner Königswürde zu leben hättest denn

Olaf Tryggwis Sohn, als daß du kein größerer König würdest als Sigurd Sau und im Alter stürbest!" Diese stolze Mutterliebe ist nicht das Vorrecht einer königlichen Frau: die Großbäuerin empfindet ebenso! Die Tapferkeit der Söhne ist die Freude und der Stolz der Mutter. Die meisten dieser Frauen würden, wenn sie vor die Frage gestellt worden wären, wie die Königin Asta ihren Söhnen ein ruhmvolles, kurzes Leben gewünscht haben und nicht ein langes Leben ohne besondere Ehren. Es ist so recht bezeichnend, daß sich eine Mutter bei der Kunde von einem Treffen zuerst danach erkundigte, ob ihr Sohn sich auch tapfer benommen hätte und erst, als ihr dies bestätigt worden war, nach seiner schweren Verwundung fragte.

Ein wundervolles Beispiel für die treue Verbundenheit von Mutter und Sohn ist das Verhältnis Grettirs zu seiner Mutter Asdis. Als der junge Grettir seine Fahrt ins Ausland antreten wollte, da gab ihm sein Vater Asmund nichts zur Ausrüstung mit außer Lebensmittel für die Reise und ein wenig Wollzeug. Der Abschied vom Vater war recht kühl. Aber die Mutter gab ihrem Sohn das Geleit, und beim Abschied zog sie ein gutes Schwert, das sie in ihrem Überkleid verborgen gehalten hatte, hervor; sie wußte, daß das Nötigste, was der Sohn brauchte, eine gute Waffe war. Er aber dichtete später im Gedenken an seine Mutter eine Strophe, in der es etwa heißt: „Die Männer haben mich schlecht genug ausgerüstet. Aber meine vortreffliche Mutter schenkte mir ein kostbares Schwert, und sie bewahrheitete das Sprichwort, daß das Beste für das Kind die Mutter ist." Grettir hatte trotz seiner großen Tapferkeit viel Unglück in seinem Leben. Er wurde schließlich geächtet. Seine Mutter hielt immer zu ihm und half ihm, wo sie konnte. Das unruhige Ächterleben wurde ihm leid, und er beschloß, sich auf die einsame Felseninsel Drangey zurückzuziehen, wo er einigermaßen vor Verfolgungen sicher war. Aber er fürchtete sich vor dem völligen Alleinsein dort und wünschte, daß sein junger Bruder Illugi mit ihm ginge. Asdis gab, wenn auch schweren Herzens, die Erlaubnis dazu. „... aber obwohl es mir schwer fällt, mich für immer von meinen beiden Söhnen zu trennen, da will ich doch alles dazu tun, wenn es Grettirs Lage

bessern würde." Asdis begleitete ihre beiden Söhne ein Stück Wegs, „und ehe sie schieden, sagte sie: ‚Nun zieht ihr meine beiden Söhne dahin, und euer gemeinsamer Tod wird sehr traurig sein. Aber keiner vermag dem zu entgehen, was ihm bestimmt ist. Ich werde keinen von euch wiedersehen. Laßt nun ein Schicksal euch beide treffen. Ich weiß freilich nicht, welches Heil ihr auf Drangey sucht, aber dort werdet ihr euer Haupt niederlegen; denn viele werden euch den Aufenthalt dort ungern lassen. Hütet euch vor Verrat! Doch den Waffentod werdet ihr sterben: sonderbar sind mir die Träume gekommen. Nehmt euch in acht vor Zauberkünsten. Wenig ist stärker als die Zauberkraft.' Als sie das gesagt hatte, weinte sie sehr. Da sprach Grettir: ‚Weine nicht, Mutter! Das soll man sagen, daß du Söhne gehabt habest und nicht Töchter, wenn wir angegriffen werden. Und nun leb wohl!' Darauf schieden sie." Die Brüder kamen tatsächlich bei einem Überfall auf Drangey ums Leben. Die Männer nahmen Grettirs Haupt und brachten es der Mutter. Sie legten es auf den Fußboden vor die Füße der Mutter und rühmten sich laut ihrer Tat. Asdis saß ruhig da, und als sie ausgeredet hatten, da sprach sie eine Strophe, in der sie den Totschlag eine schlimme Neidingstat nannte. „Da sagten viele Leute, es wäre nicht zu verwundern, daß sie so tapfere Söhne gehabt hätte, so tapfer, wie sie sich selbst bei diesem Herzeleid, das man ihr angetan, gezeigt hätte."

Die Mütter bleiben ihren Söhnen auch nach deren Tode treu. Sie sind es, die besonders eifrig darauf ausgehen, daß der Tod des Sohnes seine Rache findet. Leidenschaftlich und unermüdlich treiben sie die männlichen Sippenmitglieder zur Erfüllung der Blutrachepflicht an. Sie hüten die Ehre des toten Sohnes und die der Sippe! Hier zeigt sich die ganze Stärke des mütterlichen Fühlens.

Hall, der Sohn der Thurid, war erschlagen worden. Da stachelte die Mutter ihre andern Söhne zur Rache auf. Eines Tages ließ sie drei Plätze bei Tisch nicht decken, sie wollte selbst ihren Söhnen das Essen zuteilen. „... und da war es die Schulter eines Ochsen, die war in drei Stücke zerlegt. Da hebt Steingrim an und sagt: ‚Das ist großzügig ausgeteilt, Mutter! Du hast sonst

nicht die Gewohnheit, die Leute so üppig zu bewirten. Dies ist ohne Mäßigung, und du bist ganz unverständig!' Sie antwortet: ‚Das ist durchaus nichts Besonderes! Dich braucht's nicht zu wundern, wurde doch euer Bruder Hall in noch größere Stücke zerlegt, und ich hörte euch nie sagen, daß das etwas Besonderes war!' Sie läßt dem Fleisch einen Stein für jeden folgen. Da fragten sie, was das zu bedeuten habe. Sie antwortet: ‚Verdaut habt ihr Brüder schon Härteres als diese Steine, ihr, die ihr es nicht gewagt habt, euren Bruder Hall zu rächen, solch einen Mann, wie er war! Ihr schlagt ganz aus der Art eures Geschlechtes; das waren tüchtige Leute, und sie würden solche Schmach und Schande nicht auf sich sitzen lassen haben, wie ihr sie nun schon eine Zeitlang ertragt, und habt manche Schmährede darum zu hören bekommen!'" Als die Söhne bald darauf zur Rache auszogen, wollte sie mitreiten. Sie fürchtete, daß ihre Söhne bei der Rachetat erlahmen würden. Nur durch eine List gelang es, die Mutter zurückzuhalten.

Die Ehefrau

Man kann nicht erwarten, in diesen Frauen, die in ihrer Mütterlichkeit so stolz und herb waren, sanfte und hingebende Ehefrauen zu finden. Auch das Eheleben war dem Geist jener Zeit angepaßt und durch ihn geformt worden.

Die Quellen legen im allgemeinen Zeugnis für die Einehe ab. Aber es gibt noch Spuren, die darauf hindeuten, daß zum mindesten vereinzelt Vielweiberei vorgekommen ist. So wird noch in geschichtlicher Zeit von Königen und norwegischen Großen erzählt, daß sie mehrere Frauen gleichzeitig besaßen. Auch waren ihre Söhne von Nebenfrauen und Mägden noch sehr lange Zeit voll erbberechtigt. Auf Island herrschte die Einehe unbedingt. Allerdings haben die Männer alle erdenkliche Freiheit gehabt und konnten ohne weiteres Verhältnisse mit anderen Frauen eingehen. Die unehelichen Kinder standen meist ebenso unter dem Sippenschutz wie die in der Ehe geborenen. Aber diese Freiheit im Eheleben hat keine Zügellosigkeit aufkommen lassen. Das lag zum Teil daran, weil die Frauen unter Schutz standen. Wurden sie verführt, so war es Sache der

Sippe oder bei einer verheirateten Frau die des Mannes, ihre Entehrung am Verführer zu rächen. So konnte eigentlich nur mit Unfreien oder mit Angehörigen einer einflußlosen, wehrunfähigen Sippe ein freier Liebesbund geschlossen werden. „Er pflegte zu Ölvir zu gehen, um dessen Tochter zu besuchen und zwar gegen den Willen ihrer Verwandten. Doch konnte man es nicht verhindern, weil ihr Vater ein geringer Mann war.“ Den Frauen selbst geschah übrigens in den meisten Fällen nichts, wie ja Gewalttätigkeiten gegen Frauen überhaupt sehr selten waren. Es ist eine Ausnahme, daß König Vilhjalm seine Frau für ihre Treulosigkeit bestrafte. Als er gegen seinen Nebenbuhler und politischen Rivalen Harald zu Felde ziehen wollte und schon in voller Rüstung auf dem Pferde saß, kam seine Frau heraus und bat ihn, doch nicht gegen Harald zu kämpfen. Da wurde er zornig und meinte, Gutes erwachse ihr aus dieser Bitte nicht. Er gab seinem Pferde so die Sporen, daß er sie am Kopfe traf, und sie fiel tot hin.

Die rechtmäßigen Ehefrauen verhielten sich ihren Nebenbuhlerinnen gegenüber verhältnismäßig gleichmütig. Die Ehen wurden durch die Liebschaften der Männer nicht zerstört. Aber es gab auch Streitigkeiten. Höskuld hatte von einer Auslandsreise die schöne Irin Melkorka mitgebracht, die er in Norwegen gekauft hatte. Jorunn, seine Frau, war von Anfang an ablehnend und kühl zu Melkorka und ihrem kleinen Sohn. Das änderte sich auch dann nicht, als herauskam, daß Melkorka eine irische Königstochter war, die von Wikingern geraubt worden war. Eines Abends half Melkorka, die als Unfreie in Höskulds Haus lebte, Jorunn beim Auskleiden. „Jorunn nahm die Socken und schlug sie ihr um den Kopf. Melkorka wurde zornig und setzte ihr die Faust auf die Nase, daß es blutete.“ Höskuld mußte dann die beiden Frauen trennen und gab nun Melkorka eine Wohnung außerhalb des Hauses. Gegen Höskulds und Melkorkas Sohn Olaf, der später ein sehr angesehener Mann wurde und der Höskulds Lieblingssohn war, blieb Jorunn immer unfreundlich. Anders verhielt sich Astrid, die Witwe Olafs des Heiligen. Sie verwandte sich sehr für ihren Stiefsohn Magnus, der der Sohn Olafs und der Unfreien Alfhild war. Sie bot ihm Geld und Mannschaft an und erreichte es durch ihre

Reden, daß sich ihm viel Volks anschloß, um ihn bei seinen Thronansprüchen zu unterstützen. Aber mit der Mutter ihres Stiefsohnes konnte auch sie sich schlecht vertragen. „Alfhild ging es, wie es vielen geht, die zu Ehren und Reichtum kommen, daß ihr Selbstbewußtsein sehr zunahm. Es mißfiel ihr, daß die Königin Astrid noch etwas mehr geehrt wurde als sie, sowohl bei der Sitzordnung wie bei Dienstleistungen. Alfhild wollte näher beim König sitzen, aber Astrid nannte sie ihre Magd, so wie es früher gewesen war, als Astrid Königin über Norwegen war und König Olaf im Lande herrschte. Astrid wollte keinesfalls neben Alfhild sitzen, auch konnten sie nicht in demselben Hause sein." Hochherzig benahm sich Bergthora, Njals Frau. Njals unehelicher Sohn war erschlagen worden. Da trat sie zusammen mit der Mutter eifrig dafür ein, daß ihre Söhne die Rache für den Halbbruder übernehmen sollten.

Ein besonderes Merkmal der altnordischen Ehe ist es, daß ihre Scheidung außerordentlich leicht vor sich gehen konnte, und zwar war die Ehegemeinschaft von seiten der Frau mindestens ebenso leicht zu lösen wie vom Manne aus. Von ihrer Sippe blieb die Frau immer abhängig, auch noch, wenn sie verheiratet war. Dem Eheverband konnte sie sich entziehen, wenn er ihr nicht mehr paßte. Freilich, sie mußte dabei sichergehen, daß ihre Sippe damit einverstanden war und sie wieder in ihren Schutz aufnahm. Es kam auch vor, daß geradezu auf Wunsch der Sippe der Frau die Scheidung vollzogen wurde. Der alte Glum hatte sich mit seinem Schwiegersohn veruneinigt. Da holte er seine Tochter zurück, und sie war auch gleich bereit, mit ihrem Vater zu gehen. Der verlobte sie bald darauf einem anderen! Unehrenhafte Handlungen, Neidingstaten, Feigheit des Mannes, auch Vernachlässigung gaben den Frauen immer wieder Anlaß zur Scheidung. Eine Frau Vigdis sprach ihre Scheidung aus, weil ihr Mann einen ihrer Verwandten nicht vor den Verfolgern unterstützen wollte. Ihre Sippe war nicht ganz damit einverstanden. Aber Vigdis ließ sich nicht überreden, zu ihrem Manne zurückzugehen, so sehr empfand sie sein Verhalten als unehrenhaft. Solcher ähnlichen Fälle gibt es eine ganze Reihe. Kränkte der Mann das Ehrgefühl der Frau, so

band sie nichts mehr an ihn. Da wurde ihr auch die Freiheit zugestanden, sich von dem unebenbürtigen Ehegenossen zu lösen.

Wie leicht die Ehe auch der Ehrempfindlichkeit des Mannes geopfert werden konnte, zeigen folgende Fälle. Ein Mann Bardi löste zweimal seine Ehe auf. Das erstemal deswegen, weil sein Schwiegervater ihm in einer schwierigen Lage die Unterstützung verweigerte. Das empfand Bardi als eine schwere Beleidigung, und er meinte, er wolle nun seinem Schwiegervater das antun, was diesen am meisten kränken würde. „Da ernennt sich Bardi Zeugen und sagt, daß er sich scheiden lassen wolle von Gudrun, der Tochter Björns, und — ‚das habe ich zum Anlaß,' sagte Bardi, ‚daß du ein viel zu jämmerlicher Kerl bist, als daß es einem tüchtigen Manne ziemt, mit dir verwandt zu sein. Und nun sollst du weder das Wittum noch die Mitgift ausbezahlt bekommen.'"

Später heiratete er eine andere Frau, Aud. Eines Morgens spielten die Eheleute beim Aufwachen mit ihren Kissen, „und einmal, wie er ihr zuwirft, läßt er seine Hand folgen. Sie wird zornig und nimmt einen Stein und wirft ihn damit. Am Tag nach dem Trunk ernennt sich Bardi Zeugen und spricht seine Trennung von Aud aus. Er sagt, er wolle weder von ihr, noch von andern Leuten sich etwas gefallen lassen. Es nützt nichts, dagegen zu reden, so fest ist sein Entschluß. Da wird das Vermögen zwischen ihnen geteilt."

Das ausgeprägte und empfindliche Selbstgefühl machte das Eheleben oft schwierig. Am offensichtlichsten traten sich die Ehegatten in ihrem Handeln gegenüber, wenn der Mann seinen Verpflichtungen gegen die Sippe der Frau nicht tatkräftig genug nachkommen wollte. Die Frau fühlte sich ja noch immer mit ihrer Sippe eng verbunden. Das führte häufig zu Ehekonflikten. Es ist noch eine zahme Szene, wie Otrygg von den Verwandten seiner Frau zu einem Rachezug aufgefordert wurde, an dem er sich eigentlich nicht gern beteiligen wollte, da er schlimme Folgen fürchtete. Er war gerade beim Haarwaschen und sagte, er könne jetzt nicht mitkommen. Da sagte seine Frau höchst energisch: „Es stimmt ja freilich, daß Thorkel mit mir und nicht mit dir verwandt war: also werde ich mitgehen." Das konnte Otrygg natürlich nicht zulassen, und so gab er nach. Er mag im stillen gedacht haben, was

ein anderer Mann bei einer ähnlichen Gelegenheit einmal aussprach: „Es ist nun einmal so, daß ihr Weiber oft euren Willen durchsetzt."

Thorbjörg war die Schwester des geächteten Hörd. Er setzte sich mit seinen Gesellen auf einer Insel fest, und sie machten von da aus die ganze Gegend durch ihre Raubzüge unsicher. Indridi, Thorbjörgs Mann, kam auf dem Ding mit den Bauern zusammen, und sie beschlossen, daß dem Unwesen der Ächter ein Ende gemacht werden müsse. Da verabredeten sie, gegen Hörd zu ziehen und ihn zu töten. Plötzlich erschien Thorbjörg auf dem Ding und erklärte mit lauter Stimme, daß sie dem den Tod geben oder geben lassen würde, der ihren Bruder erschlüge. Dann ritt sie heim. Hörd wurde bald darauf tatsächlich getötet, und Indridi hatte nicht versucht, diese Tat zu verhindern. „Als sie aber am Abend ins Bett gingen, da zog Thorbjörg das Messer und wollte ihren Mann Indridi durchbohren. Er fing den Schlag auf, und es gab nur eine große Wunde an seiner Hand. Da sagte er ‚Es ist so, Thorbjörg, daß Schlimmes zu vergelten ist, aber du willst nun allzuviel dazu tun. Was kann nun zu unserer Versöhnung geschehen?' ‚Nichts anderes,' sagte sie, ‚als daß du mir das Haupt Thorsteins Goldknopf bringst.' Dem stimmte Indridi zu." Er erschlug Thorstein Goldknopf, der Hörd die Todeswunde beigebracht hatte, und brachte das Haupt Thorbjörg. Indridi erkannte den Anspruch seiner Frau an; er wußte, daß, wenn sie keine Genugtuung bekäme, er keine ruhige Stunde mehr haben würde. Das hatte sie ihm deutlich genug gezeigt. Übrigens verstand und achtete er ihr Gefühl.

Gisli hatte in gerechter Rachepflicht den Mann seiner Schwester Thordis töten müssen. Thordis heiratete Börk, den Bruder ihres Mannes. Durch einen Zufall entdeckte sie, daß Gisli die Tat begangen hatte, und sie verriet das, wenn auch zögernd, Börk, der natürlich alles daran setzte, den Tod seines Bruders zu rächen. Als Gisli den Verrat der Schwester erfuhr, dichtete er eine Strophe: „Meine Schwester besitzt nicht die Seele der tapferen Gudrun, Gjukis Tochter, die ihren Gatten tötete, um kühnen Sinnes ihre mutigen Brüder zu rächen." Wir verstehen, daß in diesem Zusammenhang die Gestalt Gudruns lebendig werden konnte; schon

Thorbjörgs Verhalten ließ auch in uns die Erinnerung an die Heldin auftauchen. Gisli wurde geächtet und später erschlagen. Da aber bewies Thordis doch noch ihre Sippenverbundenheit. Sie machte selbst den Versuch, den Töter ihres Bruders zu erstechen, und als ihr Mann sie daran hinderte und sogar noch für ihren Angriff Buße bot, da wollte sie nicht mehr bei ihm bleiben; sie erklärte die Scheidung und trennte sich von ihm.

Nicht immer verfolgte der Eifer der Frau das anerkannt bessere Ziel. Die schöne Hallgerd, die ihrem Manne Gunnar durch ihren Hochmut, ihren Trotz und ihre Ränkesucht viel zu schaffen machte, hatte von ihm in verständlichem Zorn einmal eine Ohrfeige bekommen. Sie hatte nämlich Lebensmittel entwenden und sie Gunnar und seinen Leuten vorsetzen lassen. Da wurde er zornig und sagte: „Schlimm ist's, wenn ich ein Diebsgenosse wäre!" und da gab er ihr eine Ohrfeige. Sie sagte, diese Ohrfeige würde sie ihm noch einmal lohnen, wenn sie es vermöchte. Sehr viel später wurde Gunnar in seinem Gehöft von Feinden eingeschlossen. Er wehrte sich tapfer. Da wurde seine Bogensehne entzweigeschlagen. „Er sagte zu Hallgerd: ‚Gib mir zwei Strähnen von deinem Haar, damit du und meine Mutter sie zu einer Bogensehne zusammenflechten könnt.' ‚Liegt dir etwas daran?' sagte sie. ‚Mein Leben hängt davon ab,' sagte er, ‚denn sie bekommen mich niemals, solange ich den Bogen gebrauchen kann.' ‚Da werde ich dir nun,' sagte sie, ‚die Ohrfeige vergelten, und es ist mir gleich, ob du dich länger wehrst oder kürzer.' ‚Jeder kommt auf seine Weise zum Ruhm,' sagte Gunnar, ‚und ich werde dich nicht länger darum bitten.'" Gunnars Mutter aber sagte zu Hallgerd: „Du handelst schlecht, und von deiner Schande wird man noch lange reden!" Damit sprach sie das allgemeine Urteil über Hallgerds Verhalten aus, das durch keine innere Notwendigkeit gerechtfertigt war. So entstanden verschiedentlich Konflikte, die in blutigen Männerfehden endeten, und die doch nur durch kleinlichen Frauenzank, weiblich übertriebenen Ehrgeiz oder eifersüchtige Rangstreitigkeiten ausgelöst waren. „Schlimm sind oft der Weiber Ratschläge!"

Trotz und Hartnäckigkeit der Frau konnten auch zu einem recht bösen Ende für sie selbst führen. Ein Mann Hallbjörn hatte Hall=

gerd, die Tochter Odds, geheiratet. Die jungen Eheleute blieben den ersten Winter bei Odd wohnen; zwischen den beiden Gatten aber blieb es recht kühl. Im Frühjahr rüstete sich Hallbjörn zur Abreise. „Aber als er fertig war, ging Odd von Haus fort zu den Quellen bei Reykjaholt, da waren seine Schafhäuser. Er wollte nicht mit dabei sein, wenn Hallbjörn fortritt, denn er bezweifelte, daß Hallgerd mit ihm gehen wollte; Odd hatte immer zwischen ihnen vermittelt. Als Hallbjörn die Pferde fertig hatte, ging er in das Frauengemach. Da saß Hallgerd auf der Bank und kämmte sich. Das Haar umhüllte sie ganz und fiel bis auf den Boden. Hallbjörn bat sie, aufzustehen und mit ihm zu kommen. Sie saß und schwieg. Da faßte er sie an, aber sie gab nicht nach. Dreimal ging's so. Da stellte sich Hallbjörn vor sie hin und sprach eine Strophe: ‚Die linnengekleidete Frau läßt mich hinten an ihrem Kopf spielen. Das trennt mich von ihr, und niemals werde ich Besseres von ihr erwarten können. Schmerz bohrt in der Brust, und Kummer macht mich bleich.' Danach wickelte er das Haar um seine Hand und wollte sie von der Bank ziehen. Aber sie saß und wich nicht. Da zog er sein Schwert und hieb ihr den Kopf ab. Er aber ging hinaus und ritt davon." Hallbjörn war in seiner Mannesehre tief verwundet worden, und dies Gefühl trieb ihn zu der leidenschaftlichen Tat. Es kam dann natürlich zu einem Rachekampf, in dem Hallbjörn fiel.

Als die stolze und tatkräftige Gudrun Osvifrstochter ihre vierte Ehe einging, kam es auf der Hochzeit zu Streitigkeiten zwischen ihr und ihrem zukünftigen Mann Thorkel. Sie hatte einem Manne Schutz gewährt, den Thorkel und seine Verwandten verfolgten. Thorkel wollte ihn, als er ihn entdeckte, sofort ergreifen lassen. Aber Gudrun erlaubte das nicht; sie befahl ihren Leuten, ihrem Schützling beizustehen. Schon standen sich Gudruns Leute und die Thorkels in feindlichem Gedränge gegenüber. Aber der Gode Snorri redete Thorkel zu, nachzugeben: könne er doch weit umher suchen, ehe er wieder eine solche Frau wie Gudrun fände, und er hätte nun ihre Tüchtigkeit und Tatkraft erkennen können, die ihm, wenn sie beide dasselbe Ziel im Auge hätten, eine große Hilfe werden würde. Das läßt sich verallgemeinern. Wir haben bis jetzt

nur die Konflikte kennengelernt, die durch die eigenwillige Tatkraft der Frauen hervorgerufen wurden. Wir haben gesehen, daß diese Frauenpersönlichkeiten selten zum Nachgeben aufgelegt waren. Gingen jedoch die Neigungen und Interessen der Gatten in dieselbe Richtung, und waren sich die beiden an Charakter und Gesinnung gleichwertig, dann waren diese kraftvollen Frauenpersönlichkeiten vorbildliche Ehegefährten. Dann zeigte ihre Treue und Kameradschaftlichkeit, wie tief der Wert der ehelichen Verbundenheit empfunden wurde. Mit allen ihren Kräften setzte sich die Frau für die Sache des Mannes ein, und, was sehr wichtig ist, der Mann vertraute ihrer Hilfe und achtete ihre Urteilsfähigkeit. Sie wurde in schwierigen Lagen immer wieder um Rat gefragt, und oft zeigten ihre Ratschläge, daß sie die Schwierigkeiten besser durchschaute als der Mann. Überall trat sie für die Ehre des Mannes ein, die auch die ihre war, und er erkannte sie als seinen besten Kameraden an. Die Achtung vor der Persönlichkeit des Ehegefährten war die Grundlage der guten Ehen. Und die Sagas erzählen von sehr vielen guten Ehen!

Die enge Verbundenheit der Frau mit Mann und Sohn ließ sie regen Anteil an den Begebenheiten um sie herum nehmen. Sie verfolgte die Händel der Männer, sie beachtete die Ereignisse, die für ihre Familie wichtig waren, und, wenn es ihr nötig schien, griff sie ein. Sie paßte auf, wenn die Ehre gefährdet war; sie warnte treu und besorgt vor Unvorsichtigkeiten und Nachstellungen; sie redete auch wohl zur Versöhnung und war selbst Mittlerin in Konflikten. Es gab Frauen, die sich tapfer zwischen die streitenden Männer stellten und sie auseinanderzubringen versuchten. Einer Frau war im Gefecht die Hand abgeschlagen worden. Sie legte sich still ins Bett, ohne jemandem etwas davon zu sagen. Als ihr Mann es merkte, bat sie ihn, sich nicht darum zu kümmern; denn es sei nicht so schlimm. Sie wollte neue Kämpfe vermeiden, weil sie wußte, daß der Gegner stärker war als ihr Mann.

Diese Frauen waren sich wohl bewußt, daß durch ihr kluges, selbständiges Handeln auch das Ansehen ihrer Männer gestärkt wurde. Thorbjörg, die Frau des Goden Wermund, ritt einst mit einigen ihrer Leute zur Sennhütte. „Sie war eine hervorragend

tüchtige Frau und sehr klug; sie übernahm die Leitung im Bezirk und erledigte alle Angelegenheiten, wenn Wermund nicht zu Hause war.“ Sie kam gerade dazu, wie eine große Bauernschar den geächteten Grettir gefangengenommen hatte. Die Bauern wollten ihn umbringen, aber Thorbjörg befreite ihn und nahm ihn mit sich nach Haus. „Sie wurde deswegen sehr berühmt in der ganzen Gegend. Wermund aber war wenig erfreut, als er heimkam, und er fragte, warum Grettir da sei. Thorbjörg erzählte, wie es mit Grettir und den Leuten aus dem Isafjord gegangen war. ‚Welchem Umstand hatte er es zu verdanken,‘ sagte Wermund, ‚daß du ihm das Leben geschenkt hast?‘ ‚Verschiedene Gründe sprachen dafür,‘ antwortete Thorbjörg, ‚das zuerst,‘ sagte sie, ‚daß du nun als ein größerer Häuptling erscheinen wirst als vorher, da du eine Frau hast, die solches zu tun wagte. Dann würde auch Hrefna, seine Verwandte, es gewünscht haben, daß ich ihn nicht erschlagen lassen würde. Und drittens, weil er in vieler Beziehung ein außerordentlich tapferer Mann ist.‘ ‚Du bist eine kluge Frau,‘ sagte Wermund, ‚und ich danke dir dafür.‘“

Die Treue der Frauen ging oft bis zum äußersten, und sie setzt der altnordischen Ehe das schönste Denkmal. Die Frau des geächteten Gisli — sie hieß Aud — teilte sein unruhiges Ächterleben sechs lange Jahre mit ihm. Es gelang den Verfolgern nicht, ihr das Geheimnis zu entlocken, wo Gisli sich verborgen hielt. Einmal kam Eyjolf, der die Verfolgung übernommen hatte, zu Aud, und er bot ihr dreihundert Mark Silbers an, wenn sie ihm Gisli verraten würde. Er hielt ihr vor, wie traurig es doch sei, daß sie fern von allen Freunden und Verwandten in der Einöde leben müßte Gislis wegen. Er versprach ihr, ihr nach Gislis Tod eine Heirat zu verschaffen, die in allem besser als ihre jetzige wäre. Aud antwortete darauf: „Es scheint mir doch ganz unwahrscheinlich,“ sagte sie, „daß wir uns darüber einig werden, daß du mir eine Heirat verschaffst, die mir auch nur ebenso gut scheint wie meine jetzige. Aber es ist wahr, wie es gesagt wird, daß Geld der beste Trost für die Hinterbliebenen ist. Laß mich sehen, ob das Geld so viel und so gut ist, wie du es gesagt hast.“ Eyjolf schüttelte ihr das Geld in den Schoß und zählte es ihr vor. — Gudrid, Auds

Pflegetochter, lief weinend hinaus zu Gisli und sagte, daß Aud ihn verraten wolle. Gisli aber tröstete sie und sagte, daß sein Tod niemals durch Aud herbeigeführt werden würde. — Aud fragte nun Eyjolf, ob sie mit dem Geld machen könne, was sie wolle. Eyjolf dachte, nun würde sie auf seinen Vorschlag eingehen, und sagte, sie könne gewiß damit machen, was sie wolle. Aud tat das Geld in einen großen Beutel. „Dann stand sie auf und schlug den Beutel mit dem Silber Eyjolf auf die Nase, so daß das Blut gleich an ihm herunterlief. Sie sagte: ‚Das hab nun für deine Leichtgläubigkeit und alles Unheil mit dazu! Es war nicht zu erwarten, daß ich dir Schurken meinen Mann verkaufen würde. Das hast du nun davon und Schimpf und Schande daneben. Du elender Kerl magst dich dein ganzes Leben daran erinnern, daß dich eine Frau geschlagen hat, und du hast doch nicht erreicht, was du wolltest.‘" Eyjolf mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. Später wurde Gisli dann doch gefunden. Er verteidigte sich von einem kleinen Felsen aus; Aud stand neben ihm und half, mit einem Knüppel die Angreifer abzuwehren. Dabei hieb sie Eyjolf so fest auf die Hand, daß er herunterfiel und kampfunfähig wurde. Da sagte Gisli: „Das wußte ich seit langem, daß ich gut verheiratet war; doch wußte ich nicht, daß ich so gut verheiratet wäre, wie ich es bin!" Die Männer mußten Aud festnehmen, um an Gisli herankommen zu können. Gisli erlag dann nach tapferer Gegenwehr seinen Feinden. Seine letzten Worte galten der treuen und tapferen Lebensgefährtin: „Die Frau, die meines Herzens Freude ist, soll hören, daß ihr kampfkühner Freund Tapferkeit gezeigt hat..."

Es wird erzählt, daß Männer den Tod des Freundes oder des Gefolgschaftsherren nicht überleben wollten und sich freiwillig töteten. Auch die Frau war fähig, ihrem Manne die Gefolgschaftstreue bis in den Tod zu leisten. Flosi hatte mit seinen Leuten Njals Gehöft umzingelt, um die Söhne Njals zu vernichten. Er hatte Feuer anlegen lassen, bot aber Njal und seiner Frau Bergthora freien Abzug an. „Njal sagte: ‚Ich will keinen freien Abzug; denn ich bin ein alter Mann und nicht mehr fähig, meine Söhne zu rächen. Aber in Schanden will ich nicht leben.‘ Da sagte Flosi zu

Bergthora: ‚Komm du heraus, Hausfrau; denn ich will um keinen Preis, daß du drinnen verbrennst.‘ Bergthora sagte: ‚Jung wurde ich dem Njal gegeben. Ich habe ihm das versprochen, daß ein Schicksal uns beide treffen soll!‘ Damit gingen sie beide hinein.“ Sie kamen gemeinsam bei dem Mordbrand ums Leben. „Ein Schicksal soll uns beide treffen,“ schlichter und ergreifender kann die tiefe Verbundenheit zweier Menschen nicht zum Ausdruck gebracht werden.

Wie die Mutter für den Sohn, so trat auch die Frau für den Mann noch nach seinem Tode ein und sorgte mit all ihren Kräften dafür, daß sein Tod gerächt wurde. Es hat Frauen gegeben, die ihre zwölfjährigen Söhne zur Vaterrache getrieben haben. Sie waren unermüdlich in ihrem Bestreben, die Ehre des Toten zu bewahren, und wenn Jahre darüber hingingen, ehe die Rache bewerkstelligt werden konnte. Die zur Rache verpflichteten Verwandten des Erschlagenen versuchten oft, der Rache aus dem Wege zu gehen und durch einen gerichtlichen Vergleich die Versöhnung mit der feindlichen Partei anzubahnen. Die Frau aber reizte so lange, bis jeder Vergleich unmöglich und unehrenhaft erschien! Wir wollen auch dafür noch ein Beispiel bringen und beobachten, mit welcher Hartnäckigkeit die Frau ihr Ziel verfolgen konnte:

Der Gode Höskuld war von den Njalssöhnen erschlagen worden. Die stolze Hildigunn war Höskulds Frau gewesen. Flosi, ihr Oheim, war der nächste Verwandte. Aber er wollte die Rache nicht allzu gern übernehmen, denn Njal und seine Söhne waren sehr angesehene Leute, die schwer anzugreifen waren. Auf dem Wege zu der großen Dingversammlung, in der die Totschlagsklage vorgebracht werden sollte, kam Flosi zu seiner Nichte Hildigunn. „Sie war draußen und sagte: ‚Nun sollen alle meine Hausleute draußen sein, wenn Flosi in den Hof reitet. Aber die Frauen sollen die Räume fegen und behängen und für Flosi den Hochsitz bereiten.‘ Darauf kam Flosi auf den Hof geritten. Hildigunn wandte sich zu ihm und sagte: ‚Sei willkommen und gesegnet, Oheim. Ich bin von Herzen froh über deine Ankunft!‘ ‚Wir wollen hier,‘ sagte Flosi, ‚das Frühstück essen und dann weiter reiten.‘ Da wurden die Pferde angebunden. Flosi ging in die Stube und setzte sich. Er

schob den Ehrensitz von sich und sagte: ‚Ich bin weder König noch Jarl, und es ist nicht angebracht, unter mir einen Hochsitz zu errichten. Man braucht mich nicht zu verspotten.' Hildigunn stand dabei und sagte: ‚Es ist schlimm, wenn es dir mißfällt; denn wir taten dies in guter Absicht.' Flosi sagte: ‚Wenn du eine gute Meinung zu mir hast, dann wird es sich selbst loben, wenn es gut ist; aber es wird sich selbst tadeln, wenn es schlecht ist.' Hildigunn lachte ihr kaltes Lachen und sprach: ‚Noch hat's nichts zu sagen: wir werden noch mehr miteinander zu tun bekommen, eh es fertig ist!' Sie setzte sich zu Flosi, und sie sprachen lange leise zusammen. Dann wurden die Tische hingesetzt, und Flosi und seine Leute wuschen sich die Hände. Flosi sah sich das Handtuch an, und da war es ganz durchlöchert[1] und an einem Ende abgerissen. Er warf es auf die Bank und wollte sich nicht damit abtrocknen. Er riß sich ein Stück vom Tischtuch, trocknete sich damit ab und warf es seinen Leuten zu. Darauf setzte sich Flosi an den Tisch und hieß seine Leute essen.

Da kam Hildigunn in die Stube, strich sich das Haar von den Augen und weinte. Flosi sagte: ‚Sehr betrübt bist du nun, Nichte! Doch das ist verständlich; denn du beweinst einen wackeren Mann.' ‚Welche Mordverfolgung kann ich von dir erwarten,' sagte Hildigunn, ‚und welche Unterstützung?' Flosi antwortete: ‚Gerichtlich verfolgen will ich deine Klage bis zum Schluß oder sie zu einem Vergleich führen, von dem wackere Männer sagen, daß wir in jeder Beziehung unsere Ehre gewahrt haben.' Sie sagte: ‚Rächen würde dich Höskuld, wenn er für dich die Sache zu führen gehabt hätte!' Flosi antwortete: ‚Es fehlt dir nicht an Unversöhnlichkeit, und man sieht, was du willst.' Hildigunn sprach: ‚Weniger schlimm hatte Arnor Ornolfssohn an deinem Vater Thord, dem Freypriester, gehandelt, und doch erschlugen ihn deine Brüder Kolbein und Egil auf dem Skaptafellsding.' Da ging Hildigunn in den Schlafsaal und schloß ihre Truhe auf. Sie nahm den Mantel, den Flosi einst Höskuld geschenkt hatte. In diesem Mantel war er erschlagen worden, und sie hatte alles Blut darin aufbewahrt. Sie ging dann mit dem Mantel hinein in die Stube und

[1] Das ist eine Anspielung auf Höskulds Tod.

trat schweigend auf Flosi zu. Flosi war mit dem Essen fertig, und es war abgetragen worden. Hildigunn legte Flosi den Mantel über; da rauschte das Blut rings um ihn. Sie aber sagte da: ‚Diesen Mantel gabst du, Flosi, dem Höskuld, und ich will ihn dir nun wieder geben. In ihm wurde er erschlagen. Vor Gott und allen wackeren Menschen beschwöre ich dich bei allen Wundern deines Christ und bei deiner Mannesehre und Tapferkeit, daß du alle die Wunden rächen mögest, die er au seinem Leichnam hatte — oder du wirst bei allen Leuten ein elender Kerl heißen!' Flosi warf den Mantel von sich und ihr in die Arme und sprach: ‚Du bist das größte Ungeheuer und möchtest, daß wir etwas unternähmen, was schlimm für uns alle ausläuft! Kalt sind der Weiber Ratschläge.'" Flosi ritt erregt davon. Aber Hildigunn hatte gesiegt: er handelte so, wie sie es gewollt hatte. Der Vergleich wurde nicht geschlossen, und durch den großen Mordbrand, den Flosi leitete, wurde die Rache für Hildigunns Mann an den Njalssöhnen vollzogen.

Die Liebe

„Allzulange war im Weibe ein Sklave und ein Tyrann versteckt; deshalb ist das Weib nicht der Freundschaft fähig; es kennt nur die Liebe." Dieses Wort Nietzsches trifft jedenfalls für die altgermanischen Frauen nicht zu. Wir haben diese Frauen in ihrem schlimmen und in ihrem guten Handeln gesehen; wir haben ihre Bindung an die Kriegerethik jener Zeit kennengelernt und ihr starkes Ehrgefühl bewundert, das sie immer wieder dazu trieb, Mann und Söhne an die Erfüllung der Ehrgebote zu erinnern. Ja, bisweilen traten sie bedenkenloser und tatkräftiger für den männlichen Ehrbegriff ein als die Männer selbst! Die Frau fühlte sich verantwortlich für den inneren Wert der Sippe, und kraft ihrer Persönlichkeit hatte sie ein Recht dazu. Ihre kameradschaftliche und aufopfernde Treue als Frau und Mutter, das Verständnis, das sie für die Gedankenwelt des Mannes hatte, und nicht zum wenigsten ihre eigene innere Selbständigkeit verschafften ihr überall Achtung und Anerkennung. Die Ehe, wenn sie gut war, umschloß Mann und Frau wie ein Freundschaftsbund. Diese Frauen waren weder

sklavisch noch tyrannisch; sie waren der Freundschaft fähig. Aber wie standen sie zur Liebe? Davon war bisher wenig die Rede gewesen.

Wir haben keinen Grund, an dem Vorhandensein eines warmen und tiefen Gefühles der Ehegatten füreinander in dem größten Teil der Ehen jener Zeit zu zweifeln; und die Ansicht, daß die germanische Ehe keine Liebe gekannt hat, ist gewiß nicht haltbar. Fehlte die Liebe, so war die Ehe jedenfalls erschwert. Oft gelang es auch, eine anfängliche Abneigung zu überwinden. Doch alles dies wird nur kurz bemerkt. Auch bei guten Ehen wird das Verhältnis der Gatten zueinander nicht weiter beachtet. Zärtliche Szenen gibt es in den Sagas kaum, und es wird ganz selten berichtet, daß eine Frau schöntat, um bei ihrem Mann etwas zu erreichen. Spielerisch-weiblich waren diese Frauen nun einmal nicht. Sie blieben auch da, wo sie liebten, klar und herb. Das schönste und eindringlichste Zeugnis für die eheliche Liebe war das gegenseitige Vertrauen, das die Ehekameraden miteinander verband, und die Ehen durchwehte so ein Zug von Stolz, Reinheit und innerer Freiheit.

Aber wir dürfen eins nicht übersehen: die Liebe bedeutete weder bei dem Manne noch bei der Frau das letzte, höchste Gefühl. Die Liebe mußte darum oft in einer Weise zurücktreten, die uns nur aus der damaligen Lebenshaltung heraus verständlich ist. Auch von dem Mann, den sie liebte, duldete die Frau keine Verletzung ihres Ehrgefühles. Thorbjörg, die ihrem Manne herzlich zugetan war, zögerte nicht, ihn mit der Waffe anzugreifen, als er sie dadurch beleidigt hatte, daß er dem Töter ihres Bruders beigestanden hatte. Gudrun Osvifrstochter liebte den ritterlichen Kjartan. Aber als sich Kjartans Heimkehr aus Norwegen verzögerte, da glaubte sie, daß er nicht wiederkommen würde, und sie heiratete Bolli, Kjartans Freund und Ziehbruder. Kjartan kam jedoch bald darauf zurück, und als er seine Enttäuschung überwunden hatte, heiratete er auch. Bei einer Festlichkeit forderte er den besten Platz für seine Frau. Da aber hatte sonst immer Gudrun gesessen. Gudrun sah Kjartan groß an und wechselte die Farbe, sagte aber nichts dazu. Doch seitdem trachtete sie danach, ihn zu vernichten. Sie führte Reibereien zwischen Kjartan und Bolli herbei und reizte dann

Bolli auf, Kjartan zu töten. Am Ende ihres langen Lebens gestand sie: „Dem ich am übelsten mitgespielt habe, den liebte ich am meisten!“ Das war Kjartan gewesen. Ihre Liebe zu ihm hatte die tiefe Kränkung, die er ihr zugefügt hatte, nicht überwinden können. Der Stolz war stärker als die Liebe.

Es ist bezeichnend, daß die größere Liebe zu einem andern oder zu einer anderen nicht als Scheidungsgrund angesehen wurde. Wir hören von einer Frau, die einen anderen Mann liebte. Da machte sie ihrem Manne zum Vorwurf, daß er unziemliche Kleidung trüge; das galt als ehrenrührig, und darum wurde ihre Scheidung von ihm als berechtigt angesehen. Oder ein Mann verliebte sich auf einem Fest in ein junges Mädchen und guckte es unentwegt an. Da wurde seine Frau zornig und dichtete einen Spottvers auf ihn. Er aber sprach die Scheidung aus, weil sie ihn beleidigt habe, und verlobte sich noch an demselben Tage mit dem Mädchen. Die öffentliche Meinung erkannte also kein „Recht der Liebe“ an, wohl aber ein „Recht der Ehre“, wie wir schon so oft gesehen haben.

Und doch fehlt in der harten Welt der Sagas die Ahnung von der selig-unseligen Allgewalt der Liebe nicht. Da ist die Geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge, der Helga die Schöne liebte und sich mit ihr verlobte, ehe er seine Reise nach Norwegen antrat. Aber ein anderer, Hrafn, kam ihm zuvor. Der gab an, Gunnlaug sei auf seiner Reise gestorben, und da bekam er Helga. Sie aber trauerte Gunnlaug nach, und als der Betrug herauskam, war sie feindselig und kühl gegen ihren Mann und entzog sich ihm. Wenn Gunnlaug und sie sich auf den Festen trafen, dann konnte er seine Augen nicht von ihr wenden, und auch ihre Augen verrieten es, daß sie ihn noch immer liebte. Gunnlaug und Hrafn wurden Todfeinde um der Frau willen, und schließlich kam es zu einem Zweikampf zwischen ihnen, und sie fielen da beide. Helga wurde zum zweitenmal verheiratet, aber sie vergaß Gunnlaug nicht, und als sie starb, war ihr letzter Gedanke an ihn gerichtet. „Sie neigte ihr Haupt auf Thorkels, ihres Mannes, Knie und ließ den Mantel, den Gunnlaug ihr geschenkt hatte, holen. Als man ihr den Mantel brachte, da richtete sie sich auf, entfaltete ihn und sah ihn

eine Weile an. Dann sank sie in die Arme ihres Mannes zurück und war tot." Von diesem Schicksal zweier Menschen, die sich lieben und die das Leben doch nicht zusammenkommen läßt, wird noch verschiedentlich ruhig und schlicht erzählt. Aber jedes Urteil über das Gefühl fehlt, und so wissen wir auch nicht, wie sehr das Liebeserlebnis das Gemüt der Frauen erregte.

In den Skaldenstrophen erfahren wir auch noch etwas von der Liebe Lust und Weh. Allerdings gehen diese unmittelbaren Zeugnisse eines ganz starken Gefühles nicht von der Frau aus, sondern vom Mann. Wir sind also auf das Bild der Frau angewiesen, das ihr Liebhaber von ihr entwirft. Dafür ergänzt aber diese Dichtung unsere bisherigen Beobachtungen auf eine besondere Weise. Das Kränzlein, das das Frauenlob der Dichter auch der altnordischen Frau um ihre Stirne legt, möchten wir nicht missen. „Die Frau, um die ich leide, ist mir so viel wert wie Island und das ferne Hunnenland und Dänemark. Sie ist so viel wert wie Englands Erde und das Land der Iren." „Die flachen Klippen schießen ins Wasser, und die hohen Berge fallen in die tiefe See, ehe wieder ein Mädchen geboren wird, das so schön wie Steingerd ist!" Stolz vergleicht ein Dichter sein Mädchen mit einem Schiff; das Schiff war der begehrteste Besitz damals! „Und wenn ich auf sie sehe in der Frauen froher Schar, ist's, als ob ein prächtig Schiff mit vergoldetem Schmuck dahinführe." Ein anderer wünscht sich, daß der Tag, den er mit der geliebten Frau zusammen verbringt, ganz lang dauern möge; denn jedesmal, wenn er sich von ihr trennt, ist es ihm, als ob er seine Freude begraben hätte. Leid und Trennung vertiefen die Liebe: „Die Männer sitzen und verwehren mir deinen Anblick — es wird zum Kampf kommen. Eher sollen alle Ströme landaufwärts fließen, ehe ich von dir lasse, Mädchen." Ein andrer klagt: „Zum Streit der Männer ist die Frau geboren. Ich wünschte so sehr, sie zu besitzen. Nun nützt es wenig, die Schwanenschöne zu sehen: es tut meinen dunklen Augen weh!" Aus der Ferne richten sich die Gedanken an die Frau: „Die Brandung tost, des blauen Meeres Wogen stehen steil. Das wilde Wasser strömt dahin. Doch ich schlafe wahrlich weniger als andere wegen der schönen Frau; ich ver-

misse sie, wenn ich erwache." „Gern möchte ich nun Kolfinna küssen, wenn auch das Meer ans Schiff schlägt ... Nun liebe ich die vornehme Frau mehr, als wenn sie mein eigen geworden wäre." Bei Kämpfen, ja, in der Todesstunde noch taucht die Erinnerung an die geliebte Frau auf: „Sie wird mit ihrer weißen Hand den Tränen wehren, wenn sie meinen Tod erfährt ..."

Wir freuen uns dieser zarten und innigen Töne, die trotz der Strenge und des Ernstes jener Zeit aufklingen. Sie lassen erkennen, wie tief auch die Freuden und Schmerzen der Liebe der Menschen Herz bewegen konnten.

Wo je in der Welt über Liebe und Frauen nachgedacht wird, da fehlen auch die vorsichtigen Leute nicht, die vor den Gefahren der Liebe und vor der Falschheit der Frauen glauben warnen zu müssen. „Ein kluger Rat ist es, sein Vertrauen nicht auf eine Frau zu setzen und sich dadurch in ihre Gewalt zu begeben, denn sie brechen stets ihr Gelübde!" und „Böses kommt oft von der Weiber Geschwätz." Ein eddischer Spruchdichter faßt seine Erfahrungen dahin zusammen:

So ist der Frauen Liebe, die Falsches sinnen,
Als reite man auf Glatteis ein Roß ohne Stollen,
Ein wildes zweijähriges, das noch wenig gezähmt,
Als kreuze man im Sturm mit steuerlosem Schiff,
Als wolle erreichen ein Lahmer ein Rentier auf Tauschnee!

Fast pathetisch heißt es ein anderes Mal:

Mädchens Reden soll der Mann nicht trauen,
Noch der Weiber Wort:
Denn gleich rollendem Rad ward bereitet ihr Herz
Und Untreue eingepflanzt.

Also ist es besser, sich gar nicht erst mit der Liebe abzugeben:

Das rat ich zum fünften, wenn du Frauen hold
Auf der Bank erblickst:
Von den schön geschmückten laß dir den Schlaf nicht rauben!
Begehre keinen Kuß!

Aber auch unter diesen pessimistischen Spruchdichtern hat sich einer gefunden, der die Beziehung der Geschlechter gerechter beurteilt und für Frauen und Liebe eine Lanze bricht:

Klar sprech ich jetzt, denn ich kenne beides:
Falsch sind Männer zu Mädchen auch,
Da schwatzen wir schön, wo wir schlecht denken:
Das bestrickt auch Verständige.

Lästern sollte einer am andern nimmer,
Was manchen Mann ereilt:
Weise zu Toren wandelt bei den Menschen
Der Minne Macht.

Die Seele nur weiß, was da sitzt im Herzen:
Seinen Sinn kennt man selber nur;
Keine Krankheit ist für den Klugen schlimmer,
Als fremd aller Freude sein!

Wir müssen Abschied nehmen von den germanischen Frauen, die wir bis an die Schwelle des Mittelalters begleitet haben. Andere Gesinnung und andere sittliche Werte gewinnen allmählich Gestalt und lassen die Werte der alten Zeit verblassen. Sie greifen auch grundlegend ändernd in das Frauenleben ein und schaffen ganz andere Frauenpersönlichkeiten und Frauenideale. Wir blicken noch einmal grüßend hinüber zu unsern Schwestern der Vorzeit, die so tapfer und stolz, so klug und tatkräftig neben den Männern standen und mit ihnen als gute und treue Gefährtinnen das Schicksal ihrer Zeit lebten. Mancher mag liebreizende Anmut vermissen; mancher mag bedauern, daß frauliche Milde und Mütterlichkeit sich nicht haben entfalten können. Auch wir sind nicht der Ansicht, daß das germanische Frauentum vollkommen gewesen ist. Was auf Erden wäre je vollendet? Aber wir haben die Überzeugung gewonnen, daß in diesem Frauentum Werte liegen, die uns unmittelbar ansprechen. Da ist die wundervolle Ausgeglichenheit von Bindung und Freiheit. Die Frau war rechtlos und abhängig;

Sippe und Ehe banden sie viel fester als den Mann. Aber diese Bindungen wurden nicht als Fesseln empfunden. Die Frauen nahmen die Gemeinschaftsordnung in ihren Willen auf und lebten als freie Persönlichkeiten sicher und tätig in der gewollten Begrenzung. Die innere Selbständigkeit der Frau bestimmte auch ihr Verhältnis zum Mann. Es gab keine verkrampfte Überheblichkeit und kein ungesundes Streben nach Mannähnlichkeit; aber auch keine Minderwertigkeitsgefühle und Selbsterniedrigungen. Die Frau stand neben dem Mann als ein wohl andersartiger, aber durchaus gleichwertiger Mensch, dessen Willen und Selbstgefühl verstanden und geschützt wurde. Dadurch hatte die Frau sich die Möglichkeit gewonnen, ihr Frau-sein in einer bewunderswerten Weise zu erfüllen. Sie war nicht nur die Trägerin der körperlichen Kraft der Sippen, sondern sie sah es auch als ihre Aufgabe an, den inneren Rang und die seelische Kraft der Geschlechter zu erhalten und darüber zu wachen, daß die Wertbegriffe der Lebensformen sinnvoll und lebendig blieben.

Es scheint, als ob unsere Mädchen und Frauen mutig und frisch aufgebrochen wären, sich ein ähnliches Ziel zu suchen. Noch ist es nicht erreicht, aber „eines Tages (wofür jetzt, zumal in den nordischen Ländern, schon zuverlässige Zeichen sprechen und leuchten), eines Tages wird das Mädchen da sein und die Frau, deren Name nicht mehr nur einen Gegensatz zum Männlichen bedeuten wird, sondern etwas für sich, etwas, wobei man an keine Ergänzung und Grenze denkt, nur an Leben und Dasein —: der weibliche Mensch" (Rilke). Wenn dieser Tag da sein wird, dann wird auch die Frau in einem höheren Maße als bisher fähig sein, auf ihre eigene Weise als tragende und erhaltende Kraft an der Lebensgestaltung mitzuwirken.

Uns Suchenden Heil!

Nachbemerkungen

Die Quellenstellen für die germanische Frühzeit sind nach: Wilhelm Capelle, Das alte Germanien (Jena 1929), zitiert. Für die Völkerwanderungszeit sind die Bände der Reihe: Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit (zweite Gesamtausgabe) benutzt worden. Die Eddazitate sind der Übersetzung von Felix Genzmer, Thule I und II, entnommen.

Stellennachweise:

S. 6. Capelle 47. — S. 7. Capelle 29; 24; 91. — S. 8. Capelle 160; 117; 118. — S. 9. Capelle 425; 93; 177. — S. 10. Capelle 196; 430. — S. 11. Capelle 431; 430. — S. 12. Capelle 261. — S. 13. Capelle 322; Geschichtsschreiber Bd. 5, Jordanes VII. — S. 14. Bd. 15, Paulus Diakonus I, 15; Bd. 7, Prokop IV, 20. — S. 15. Bd. 8, Gregor v. Tours II, 12. — S. 16. Bd. 7, Prokop I, 2. — S. 17, Bd. 7, Prokop I, 2. — S. 18. Bd. 7, Prokop III, 2. — S. 20. Bd. 8, Gregor III, 6. — S. 21. Bd. 8, Gregor IV, 27. — S. 22. Bd. 11, Fredegars Chronik. — S. 23. Bd. 8, Gregor III, 7; Bd. 11, Das Leben der hl. Balthilde.

S. 26. Thule II, 87. — S. 27 Bd. 15, Vorwort zum Gesetzbuch des Rothari. — S. 29. Thule II, 13. — S. 30. Thule II, 74. — S. 32. Thule II, 48. — S. 33. Thule I, 153. — S. 34. Thule I, 32. —

S. 36. Thule I, 28. — S. 37. Thule I, 201 ff. — S. 40. Thule I, 36. — S. 41. Thule I, 37, 41, 43. — S. 42. Thule 48; 50; 51. — S. 43. Thule I, 54. — S. 44. Thule I, 85; 17. — S. 45. Thule I, 144; 151. — S. 46. Thule I, 152. — S. 47. Thule I, 200. — S. 49. Thule I, 106. —

S. 81. Thule II, 147; 143; 140. — S. 82. Thule II, 142.

Alle anderen Stellen sind von der Verf. selbst übersetzt.

Gleichzeitig sei noch auf folgende Quellensammlungen hingewiesen: Adeline Rittershaus, Altnordische Frauen, Frauenfeld-Leipzig 1917; Ida Naumann, Altgermanisches Frauenleben (Deutsche Volkheit I); Ida Naumann, Die altgermanische Frau der Vorzeit, Quellenhefte zum Frauenleben 4a.



